Beiträge zur Kenntnis der französ. Gesellschaft in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts,

auf Grund der Werke Rutebeufs, des Roman de la Rose, des Renart le Nouvel und des Couronnement Renart.

INAUGURAL-DISSERTATION
zur
Erlangung der Doktorwürde
der
Hohen phil. Fakultät
der
Universität Leipzig

vorgelegt von

ALBERT BURCHARDT
aus Altona.



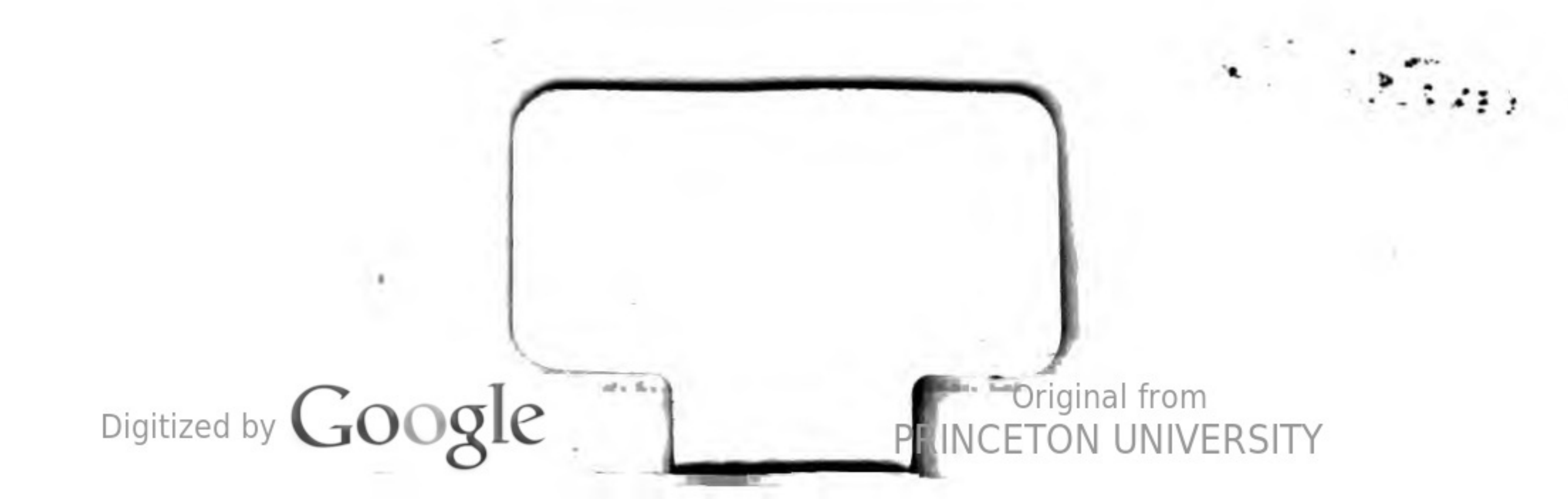
Coburg 1910.
Druck von A. Roßteutscher.



Angenommen von der philologischen Sektion auf Grund der Gutachten der Herren Birch-Hirschfeld und Deutschbein.

Leipzig, den 10. Mai 1910.

Der Procancellar.
K Rohn.



Meinen lieben Eltern
in Dankbarkeit gewidmet.

Inhaltsübersicht.



Abkürzungen.

Ru. = Rutebeuf. Die römischen Ziffern bezeichnen den Band in der Ausgabe von A. Jubinal, Paris 1874, 3 Bde., die arabischen die Seitenzahl des betreffenden Bandes.

Rose = Roman de la Rose, herausgeg. v. Fr. Michel, Paris 1864, 2 Bde.

C. R. = Couronnement Renart.

N. = Renart le Nouvel. Beide in der Ausgabe von Méon, Paris 1826. Die arabischen Ziffern geben die Verszahl an.





Vorwort.

„C'est la peinture de la société à laquelle elle est destinée, qui remplit la plus grande partie de notre vieille littérature comme de notre littérature moderne. Aussi est-elle [la vieille littérature] une mine inéquisable de renseignements sur les mœurs, les usages, les costumes, toute la vie privée de l'ancienne France" (G. Paris in „L'histoire de la langue et de la littérature française", publ. sous la direction de Petit de Julleville, pag. n Ed. 1896(. Wenn der Verfasser es unternommen hat, für vorliegende Darstellung aus dieser Fundgrube zu schöpfen, so ließ er sich bei der Wahl der zu Grunde gelegten Texte von zwei Gesichtspunkten leiten: einmal, daß die verschiedenen herangezogenen Texte zeitlich und örtlich einander nahe kommen, und zweitens, daß sie in enger Beziehung zu der wirklichen Welt jener Zeit stehen, in der sie geschrieben wurden.

Der Darstellung wurden folgende Texte zu Grunde gelegt: Die Werke des Pariser Troubadours Rutebeuf, der Roman de la Rose, der Renart le Nouvel und der Couronnement Renart. Die Abfassungszeit dieser Dichtungen erstreckt sich auf die zweite Hälfte des XIII. Jahrhunderts (der von Guillaume de Lorris verfaßte Teil des Roman de la Rose ist nur zur Ergänzung herangezogen worden).

Daß diese Werke in der Tat in enger Beziehung mit der realen Welt ihrer Abfassungszeit stehen, zeigen uns zahlreiche Äußerungen der Dichter und ein Einblick in die Geschichte jener Zeit. Doch darf nicht vergessen werden, daß zuweilen Ansichten und Beurteilungen der Dichter ein rein subjektives Gepräge tragen und aus ihrer persönlichen Stellung in der Gesellschaft zu erklären sind. „Den Gedichten Rutebeufs ist der Stempel der Unmittelbarkeit aufgedrückt. Die Zeit spiegelt sich in ihnen in ungewöhnter Helligkeit" (Gröber im Grdr. II. 2. Abt. 828). In lebhaftem Schlag pulsieren in ihnen die Ansichten über große Fragen, die die Gesellschaft jener Zeit bewegt haben: die Ausbreitung der Mönchsorden und ihr Streit mit der Universität, die Kreuzzüge, Ansichten über Welt und Kirche. Auch der Roman de la Rose ist aus dem Geiste seiner Zeit heraus entstanden. Als moderner Dichter, der die Strömungen seiner Zeit erkannt hat, sucht Jean de Meung sein Publikum in dem aufstrebenden Bürgertum. In seinem Werke weht kräftig jener kritische Geist, der es wagt, am Alther-



gebrachten zu rütteln und der uns dadurch mit den Forderungen der neuaufsteigenden Zeit bekannt macht. Seinen oft wörtlich benutzten Quellen steht er „vollkommen frei gegenüber und opfert niemals sein selbständiges Urteil" (Suchier p. 212). Die Renartromane verraten weniger den neuen Geist, und die Anschauungen ihrer Verfasser weisen zum großen Teil in die Vergangenheit. Doch gehen sie nicht gänzlich an den allgemeinen Zeitfragen vorüber. Sobald sie auf die Geistlichkeit zu sprechen kommen, greifen sie mitten hinein in die actuellen Fragen. Sie schneiden Probleme an, die die Gemüter ihrer Zeit bewegten, und suchen zu ihrer Lösung beizutragen.

Das Kapitel „Vom Glauben und Aberglauben" möge die Darstellung beginnen. Den Stoff dazu weltlichen Dichtungen zu entnehmen hat gegenüber Quellen kirchlichen Ursprungs den Vorteil, daß sie uns am besten zeigen, in welcher Gestalt und wie weit die Glaubenslehren und die Anschauungen der Kirche im Volke Aufnahme gefunden haben. Die Träger jener Lehren, die Geistlichen und die verschiedenen Mönchsorden, folgen in der Darstellung. Ein Unternehmen, das Jahrhunderte hindurch die Gemüter beschäftigt und wozu die Kirche immer wieder angespornt hatte, hat für unsere Zeit seine Anziehungskraft verloren: die Kreuzzugsunternehmungen finden in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts ihr Ende. Die Machtentfaltung der Orden im Laufe des XIII. Jahrhunderts brachte sie bald in Konflikt mit den Weltgeistlichen und den Universitätslehrern. Ein Vertreter des Studententums wird uns mit dem Treiben eines Teiles seiner Commilitonen bekannt machen, und der Universitätsstreit wickelt sich in seinen Hauptzügen vor uns ab. Neben der Geistlichkeit spielen im Leben des Mittelalters die Ritter eine große Rolle. Mit ihnen standen in enger Beziehung die Spielleute; der Verfall des Rittertums hat auch den Niedergang der fahrenden Gesellen zur Folge. Von den Bauern und Bürgern werden wir einige Vertreter kennen lernen. Es wird sich dann Gelegenheit bieten, uns mit der Frau jener Zeit bekannt zu machen und von den Dichtern ihre Ansicht über sie zu hören. Wir sehen ihr zu, wie sie sich putzt, und lernen dabei die einzelnen Kleidungsstücke kennen. Wir begleiten sie zu munterem Tanz auf grünem Rasen und sehen einigen Spielen zu, die die lange Zeit verkürzen sollen. Zum Schluß leisten wir noch den mittelalterlichen Franzosen Gesellschaft beim Essen und Trinken. —



I. Vom Glauben und Aberglauben.

Der gläubige Christ des Mittelalters nimmt, wenn sein Herz durch Zweifel oder Sünden geplagt wird, seine Zuflucht zu Gott und hofft mit dessen Hilfe den Frieden seiner Seele zu finden. Christus tritt mehr in den Hintergrund. Daß man sich an den Heiligen Geist so selten wendet, — an keiner einzigen Stelle wird er allein angerufen — mag seine Ursache in der rein geistigen Auffassung dieses Wesens in der christlichen Religion haben, der das sinnliche Empfinden der damaligen Zeit fremd gegenüberstand. Ein reicher Kult wird mit der heiligen Jungfrau Maria getrieben. An die Heiligen scheint man sich selten in den Gebeten gewendet zu haben; desto häufiger werden sie als Zeugen bei Beteuerungen angerufen. Der Gläubige, dem viel an der Erfüllung seiner Bitte liegt, sucht ihr dadurch Nachdruck zu verleihen, daß er sein Gebet an Gott, an Christus, an den Heiligen Geist, an die Jungfrau und an die gesamten Heiligen richtet (Ru. I, 54).

Eine kleine Vorstellung, wie sich der Mensch im XIII. Jahrhundert Gott dachte, vermögen uns die Epitheta zu geben, die man dem Namen Gottes beilegte. Auch hier ist zu bemerken, daß jene Beiwörter überwiegen, die einer sinnlichen Auffassung der Gottheit entspringen. Die transcendenten Eigenschaften werden weit seltener erwähnt. Gott ist der allmächtige Herr (C. R. 2492), der König der Könige (N. 6686), der Lenker und Regierer der Welt (Ru. I, 9), den man auch den Großen nannte (C. R. 2195) und den man sich von seltener Schöne dachte (Rose 17169). Er ist der himmlische König (Rose 15959) und Herr der Engel (Rose 6041). Er ist der Ewige, der da war, ist und sein wird (Ru. II, 253). Er ist weise und allwissend und kennt der Menschen Tun im Voraus (Ru. I, 131). Die sehr menschlich gedachte Bezeichnung „Dieu qui ne ment“ (Ru. II, 159) wird von dem höher gebildeten Jean de Meung durch das Epitheton „le verois“ „der Wahrhaftige“ ersetzt (Rose 7380). Gott als Verkörperung der Liebe, dieses obersten Sittengesetzes der christlichen Religion, ist nur einmal zu finden (N. 2631). Ru. I, 7 bringt die Bezeichnung „Dieu li débonaires“. Desto häufiger findet sich die Vorstellung von Gott als Richter. Beim jüngsten Gericht, das in der Vorstellungswelt des mittelalterlichen Menschen einen breiten Raum einnimmt, gibt Gott jedem seinen Lohn (N. 7595). Er ist gerecht beim Urteilen (Ru. I,

167), nimmt die Guten mit zu sich in seine Stadt (Ru. I, 175), die Bösen aber jagt er in die Verdammnis und legt ihnen dort Stricke um den Hals (Rose 6400).

Gott als rein geistiges Wesen wird nur einmal genannt (Dieu l' espéritable, Ru. II, 118). Namentlich beim Beteuern tritt die anthropomorphe Vorstellung Gottes hervor. Man schwört bei seinem Leib (Rose 7998), bei seinem Fleisch (Rose 21659), ja selbst bei dem allerheiligsten Gehirn Gottes (N. 1723). Der mittelalterliche Mensch traut ihm die Niedrigkeit einer Rache zu (Ru. II, 37) und spricht von den nackten Gliedern Gottes (Ru. II, 37) von einem Abschneiden seines rechten Ohres:

vous copez Dieu l'oroille destre. (Ru. II, 47).

Die von Athanasius vertretene Lehre, daß Jesus Gott wesensgleich sei, ist tief in das Volksbewußtsein eingedrungen, so daß man oft zwischen beiden göttlichen Wesen keinen Unterschied macht und mit Gott jenes Wesen bezeichnet, das für uns gelitten und durch seine Leiden uns erlöset hat (Ru. I, 15).

In sekundärer Folge mit dieser durch das Dogma bedingten Gleichstellung, in der Schröder pag. 13 wohl fälschlicherweise nur eine „absichtliche Verwechselung zwischen Gott Vater und Gott Sohn“ sieht, steht der Gebrauch, daß man die heilige Maria bald als die Mutter Gottes, bald als dessen Tochter, als dessen Schwester oder Freundin, bald wieder als dessen Magd ansieht (Ru. I, 54; II, 153).

Der Heilige Geist spielte in der Seele des Volkes bei weitem nicht die Rolle, die ihm von der Kirche zugeschrieben wurde. Bei Beteuerungen ruft man ihn zuweilen als Zeugen an (N. 4702). In Gebeten jedoch wird er stets nur im Zusammenhang mit Gott und Jesu in der Dreifaltigkeit genannt und dann zuweilen mit dem Epitheton „der Erlöser“ (li sauveres, N. 3959). Die Trinität stellt man sich als eine Dreiteilung Gottes vor, die jedoch anderseits wieder eine in sich geschlossene Einheit bildet:

cil Dius qui fist trois pars
De soi méime, ...
(C. R. 2164),

En nom de Dieu l'espérité
Qui treibles est en unité.
(Ru. II, 187).

Bei Beteuerungen wird in unseren Texten die heilige Dreifaltigkeit zweimal genannt (Ru. II, 17).

Einen breiten Raum in dem religiösen Leben des mittelalterlichen Menschen nimmt die Jungfrau Maria ein. Durch ihre Mutterschaft und ihre Leiden um den gekreuzigten Sohn steht sie dem Gläubigen weit näher als andere göttliche Wesen. Sie vermag es am besten, das kleinmenschliche Sinnen und Trachten mitzufühlen. So ist auch sie am besten geeignet, bei Gott Fürsprache für die Bittenden einzulegen und die Vermittlerin zwischen Gott, bezw. Jesu und den Menschen zu spielen. Sie, nicht Christus, ist „das versöhnende Prinzip im Christentum des Mittelalters“ (Schröder, pag. 31). Jhr werden die Tugenden der Sanftmut, der Güte und Versöhnung zugeschrieben (Ru. II, 131). Sie ist die heilige Jungfrau (Ru. II, 96), die Königin der Engel (Ru. II, 132), die Gesalbte (Ru. II, 131), die die Dornenkrone unseres Herren trägt (Ru. II, 143), vor allem aber die Mutter Jesu Christi. Durch die Geburt ihres Sohnes hat die Jungfrau die Welt aus dem Sumpf der Hölle gerettet (Ru. I, 131). Anderseits wieder schauen die Menschen zu ihr empor als zur Blüte des Menschengeschlechtes (Ru. II, 156). Unzählige Gedichte auf die Mutter Gottes, Rutebeufs „les IX joies de Nostre-Dame“, „Un dit de Nostre-Dame“, u. a. m. zeugen von der Achtung, die man ihr allgemein zollte. Die Liebe zur Jungfrau Marie, gepaart mit dem Drange, eine möglichst innige Gemeinschaft mit dem religiösen Wesen zu schaffen, ließ im Mittelalter jene Bezeichnungen und Anschauungen von einer Vermählung mit der Jungfrau Maria, bezw. mit Jesu, zeitigen (Ru. II, 150). Als ein allgemein anerkanntes Dogma galt es, daß sie vom Heiligen Geist befruchtet worden sei (Ru. II, 155) und daß sie ihre Virginität vor und nach der Geburt Christi bewahrt habe. Um sich diesen übernatürlichen Vorgang zu erklären, kam man auf den im Mittelalter häufig wiederkehrenden Vergleich der Virginität der Gottesmutter mit einem Kirchenfenster, durch das die Sonne ihre Strahlen sendet und es trotzdem nicht verletzt.

Lors fus aussi com la verrière
Par où li raiz dou soleil passe:
Elle n'est pas por ce mainz entière,
Qu'il ne la perce, ne ne quasse.

(Ru. II, 160).

Sie wird vor allem von den Frauen angerufen (Ru. II, 147); denn jede Frau wird von ihr geliebt (Ru. II, 131), und ihr Schutz wird als unfehlbares Mittel angesehen, um sich aus Verlegenheiten zu ziehen. Sie scheut auch nicht zurück, selbst in die Handlungen der Menschen einzugreifen. In Rutebeufs „Miracle de Théophile“ entreißt sie dem Teufel Theophils Verschreibungsbrief und gibt ihn dem reuigen Sünder zurück,



und im Dit „Du secrestain" bewirkt sie auf die Bitten zweier Liebenden hin, daß diese aus dem Gefängnis von ihrem Verführer, dem Teufel, in ihre Behausung zurückgebracht werden, sodaß die Verfolger des Liebespaares glauben, nur geträumt zu haben.

Wenn wir den reichen Marienkult verlassen und uns der Heiligenverehrung zuwenden, so können wir zunächst feststellen, daß die Heiligen im Gebet nie allein angerufen werden, sondern stets in Verbindung mit Gott. Selten werden sie als Vermittler zwischen Gott und den Menschen erwähnt (Ru. I, 66). Großer Beliebtheit erfreuen sie sich jedoch bei Beteuerungen. Von den Heiligen selbst stehen die Apostel in erster Reihe; unter ihnen wiederum scheint der Apostel Paulus sich der größten Beliebtheit erfreut zu haben. Er wird zuweilen mit dem Apostel Petrus zusammengenannt, dessen Beiwort „de Roume" auf die spätere christliche Überlieferung hindeutet (Ru. I, 155). Ein in ganz Frankreich bekannter Heiliger ist der heilige Dionysius, dessen Epitheton „de France" schon auf seinen weiten Wirkungskreis hinweist (N. 4904). Die Namen der noch erwähnten Heiligen sind in alphabetischer Ordnung: St. Andrieus (N. 4968), St. Bertelemien (Ru. II, 46), St. Constancien, der in „Bretuel en Bianvoisis" sein Heiligtum besaß (N. 4888), St. Ernoul, der Schutzheilige der betrogenen Ehemänner (Rose 9879), St. Fagon (N. 3385), St. Fremin (N. 6190), St. Germain (Rose 15 197), St. Ghillain (N. 5749), St. Gile (Rose 14 676), St. Grigoire (Ru. II, 50), St. Jaque de Galice (Ru. I, 226), St. Jehan (Ru. I, 164), St. Julien (Rose 9583), Ste. Katerine (N. 4968), St. Lambert de Liege, der in Flandern große Verehrung genoß (N. 4893), St. Lienart (N. 5328) wird in Schiffsnot angerufen, St. Luc (Ru. I, 226), Ste. Marie l'Egytienne (Ru. II, 82), St. Martin de Tours (N. 6190), der Erzengel Michael (Ru. I, 31), St. Nicholas (N. 4968), St. Philebert (Rose 10 071), St. Piat de Sechin (N. 5749), St. Remi, der Täufer des Frankenkönigs Chlodwig (N. 2751), St. Thibaut (Rose 15 422) und St. Vincent (Ru. II, 46).

Abgesehen von diesen Heiligen, die sämtlich in Beteuerungen angerufen werden, schwört man auch bei dem heiligen Leiden, das Jesus am Kreuze ertrug (N. 1608), beim heiligen Kreuz (C. R. 1382), beim Thron Gottes, beim Himmel, beim Firmament (N. 1644) oder bei der Seele seines Vaters (Rose 2609). Wohl mehr um seinem Ärger durch einen Wortschwall Luft zu machen, schwört bei Ru. II, 110 der betrogene Ehemann gleichzeitig beim Blute, bei der Leber, beim Bruche und beim Haupte. Ein frommer Christ scheut sich jedoch, zur Bekräftigung seiner Worte einen dieser Namen in den Mund zu nehmen. So wird von dem wegen seiner Frömmigkeit be-

kannten Grafen von Poitiers, dem Bruder König Ludwigs IX., erzählt, daß sein größter Schwur „Par sainte Garie“ war, eine Umgehung des Namens Sainte Marie (Ru. I, 59).

Der Christ betrachtete das Erdenleben nur als eine Übergangsperiode. Wie die Heiligen sich ihre hohe Stellung in der nächsten Nähe Gottes nur durch große Leiden und zuweilen selbst durch den Märtyrertod erkauft haben, so streben auch die Gläubigen danach, durch ein an Entbehrungen reiches Leben, durch Ertragen von Versuchungen aller Art sich ein besseres Dasein im Jenseits zu verschaffen (R. I, 226; N. 4353). Gott selbst schickt viele Versuchungen, um den Glauben der Menschen zu prüfen (Ru. I, 62). Besteht der Christ sie und erduldet er selbst Marter um seinetwillen, — denn je schwerer sie sind, desto größer ist die Freude bei Gott — so kann ihm auch das Paradies sicher sein (Ru. I, 62). Gaben sind Gott angenehm (Rose 8996), doch legen sowohl Jean de Meung wie auch Rutebeuf schon mehr Gewicht auf die echt christliche Gesinnung, wenn sie sagen:

> la bone pensée l'uevre,
> Qui la religion descuevre.
> Ilec gist la religion
> Selonc la droite entencion,
> (Rose 11 887)

und

> Paradise ne pueent avoir
> Por deniers ne por autre avoir.
> (Ru. II, 88.)

Vor allem aber hat der fromme Christ seine Sünden zu bereuen und Buße zu tun. Da niemand die Stunde seines Todes weiß, soll jeder zur Abreise ins Jenseits bereit sein und sich von seinen Sünden gereinigt haben. Bevor ein Heer in die Schlacht zieht, wird deshalb eine Messe und Beichte abgehalten:

> cius est enclos de boin mur
> ki confiés est et repentans. (N. 2240.)

Oft ist die Sündenlast so schwer, daß Reue und Buße nicht zur Vergebung ausreichen. Erst die Teilnahme an einem Kreuzzug kann dazu verhelfen (N. 5337).

Wenn der Tod, den sich die mittelalterlichen Menschen mit schwarzem Angesicht und mit der Keule in der Hand dachten (Rose 16 839), sein Recht beim Menschen eingelöst hat, so gehört ihm nur der Körper (Rose 8884). Denn es wurde streng zwischen Körper und Seele geschieden (Ru. II, 164). Die Seele gehört Gott, der im jüngsten Gericht alle um sich versammelt und Gericht abhält. Wie man sich die Seele dachte, ist schwer zu sagen. Einmal wird sie als ein gasförmiges



Gebilde angesehen und vom Teufel in einem ledernen Sack in die Hölle getragen (Ru. II, 88). Anderseits wieder wird sie, z. B. bei den Höllenstrafen, rein körperlich gedacht.

Als den Ort jenes erhofften besseren und höheren Daseins dachte man sich das Paradies, dessen Schlüssel Petrus trägt (Ru. I, 220). Es wird von unseren Dichtern ein „geistiges“ genannt (Ru. II, 141). Ewige Freude herrscht dort oben (Ru. II, 141). Es wird bewohnt von den Guten mit Gott und mit den Aposteln, Heiligen und Märtyrern zusammen in Gesellschaft von elf Tausend Engeln, die vor Gott ihre Kerzen halten (Rose 11 879).

Doch wehe dem, der auf Erden schlecht gehandelt und beim Tode keine Reue gezeigt hat. Er fällt ohne Gnade dem Ort der Verdammnis anheim (N. 5899). Die Phantasie des Volkes und wohl noch mehr die der Diener der Kirche schmückte die Hölle mit allerhand Gräßlichkeiten aus. Sie ist ein Gefängnis (Ru I, 88), ein Sumpf (Rose 11 603), oder sie wird auch mit einem großen, dunklen Loch verglichen (Ru. II, 238). Kein Sonnenstrahl dringt hinein, sie starrt vor Schmutz, und stinkende Flammen erfüllen den Raum mit widerlichem Geruch (Ru. II, 238, N. 7140). Dort wohnen die Teufel, häßlich und schrecklich aussehende Gestalten (Rose 21 239), diables (N. 5481), sathenas (N. 2651), anemis, als Feind Christi antecrists oder nach ihrem negierenden Wesen maufez genannt (Ru. II, 88). (Vergl. zu maufé Gast. Paris in Rom. V. 367). Ihr Fürst ist Lucifer (N. 7333). Die Teufel suchen die Menschen vom rechten Weg abzubringen, sie in ihre Netze zu ziehen und so die Seelen in ihr Reich zu bekommen (Ru. II, 119). Sie bestricken fromme Leute mit verbotener Liebesleidenschaft (Ru. „Dou secrestain“), betrügen sie und wenden alle möglichen Mittel an, um sie in ihre Gewalt zu bekommen. Kein Wunder, wenn das Volk jede Mißhelligkeit, überhaupt alles Unerklärliche dem Teufel zuschreibt (C. R. 524; 1188). Gegen ihn allein sich zu verteidigen, sind die Menschen zu schwach; Gott und die heilige Jungfrau müssen öfters helfend eingreifen (N. 2652), und selbst der dem Teufel verfallene Mensch kann noch von ihnen gerettet werden (Ru. „Miracle de Théophile“).

Den Teufel dachte man sich durchaus als menschliches Wesen. Er redet mit den Menschen, nimmt von ihnen Gegenstände an und fürchtet sich vor dem Gehängtwerden (Ru. II, 259). Seine Wohnung selbst ist eine Folterkammer größeren Stiles. Der arme Sünder wird dort von ewiger Flammengut gequält, in Kesseln wird er gekocht, oder auf dem Rost gebraten, an einen Galgen wird er gehängt, kurz, alle möglichen Martern werden dort angewendet (Ru. II, 251, Rose 20 201).

Der vom Teufel umgarnte Mensch ist der Hölle ewig verfallen. Für Pfeffers Ansicht (I, 16), „daß man nicht an die Ewigkeit der Höllenstrafe glaubte", fanden sich in unseren Quellen keine Belege. Vielmehr deuten mehrere Stellen darauf hin, daß man an keine Befreiung aus der Höllenqual dachte:

Ele (d. h. l'âme) sera arse en la flame
D'enfer le noir:
Là la convendra remanoir.
(Ru II, 238.)

S'ame sera sans finement
O Lucifer sans definier. (N. 3738.)

Da auch in unseren Quellen keine Rede von einem Mittelzustand zwischen Himmel und Hölle, dem Orte der Reinigung, dem sog. Fegefeuer ist, so wird die Ansicht Schröders (pag. 58) nur erhärtet, daß der Glaube vom Fegefeuer in dem Volke keinen sonderlich großen Anklang gefunden zu haben scheint.

Wenn die christliche Religion auch die weltbewegenden und regierenden Mächte in der Gestalt Gottes konzentriert hat, so räumt doch der mittelalterliche Mensch auch Erscheinungen und Gebilden der Natur einen gewissen Einfluß ein. So geben die Kometen durch ihr Erscheinen Kunde von einem großen Ereignis. Der Verfasser des Couronnements Renart meint, daß man schon öfters Sterne gesehen habe, die nach der Wissenschaft der Astronomie — denn Astronomie und Astrologie sind im Mittelalter synonyme Begriffe — die baldige Ankunft eines Thronerben ankündigten (C. R. 652). Man glaubte auch, daß das Auftauchen eines Kometen den Tod eines Fürsten zur Folge habe (Rose 19476). Gegen letztere im Volke allgemein verbreitete Ansicht wendet sich der fein gebildete Jean de Meung. Er leugnet, daß die Kometen den geringsten Einfluß auf das Geschick der Großen auszuüben vermöchten, „denn die Fürsten sind es nicht würdig, daß die Himmelskörper irgend welche Notiz von ihnen nehmen" (Rose 19520). In den Träumen glaubt Guillaume de Lorris wie viele seiner Zeitgenossen eine Enthüllung der Zukunft durch Gott zu erblicken, andere halten sie für ein Werk des Teufels (Rose 19442), wieder andere für reine Illusionen ohne Bedeutung (Rose 1—11). Interessant ist die Stelle im Couronnement Renart v. 212, wo der Fuchs den Kuckuck bittet, ihm die Zahl der Jahre zu nennen, die er noch zu leben habe. Durch das Rufen des Vogels erhält er als Antwort die Zahl dreizehn. Einem seltsamen Aberglauben begegnen wir in Ru. „De la Dame qui fist les trois tours", wo die Frau durch Äußerlichkeiten sich über das Geschlecht des zu erwartenden Kindes Gewißheit verschaffen will:

Voirs est que je sui de vous grosse:
Si m'enseigna l'en à aler
   Entor le moustier sans parler
III tors, dire trois patrenostres
En l'onor Dieu et ses apostres;
Une fosse au talon féisse
Et par trois jorz i revenisse.
S'au tiers jorz ouvert le trovoie,
C'estoit I filz qu'avoir devoie,
Et s'il estoit clos, c'estoit fille.

Ein weitverbreiteter Glaube war es, daß gewissen Steinen große Kraft innewohne, teils mit vor Krankheit schützender, teils mit heilender Wirkung. Wird der Gürtel einer Schönen geschildert, so vergißt selten der Dichter den schönen klaren Stein von seltener Kraft zu erwähnen, der daran befestigt ist. Er schützt vor allen Krankheiten, heilt Zahnschmerzen (Rose 1084), macht den Träger sicher gegen Gift, macht ihn stark in der Liebe, kurz, er gilt einem Menschen mehr als alles Gold Roms (Rose 1075). Im „Dit de l'herberie" von Rutebeuf werden sogar Rubine und Diamanten genannt, die Tote wieder zu erwecken vermögen (Ru. II, 53).

Neben den Steinen legte der Volksglaube auch Kräutern und Wurzeln eine nicht nur heilwirkende, sondern auch zauberkräftige Gewalt bei. Als Renart als Arzt verkleidet vor dem König erscheint, nennt er als seine Heilmittel Kräuter, Wurzeln und Steine von verschiedener Heilkraft:

s'ai
sour moi ierbes, pieres, racines
De moult diverses médecines.
(N. 4796.)

Dem Magneten schreibt man die wundertätige Kraft zu, untreue Frauen zu veranlassen, nachts im Schlaf dem Ehemann von ihren Verfehlungen zu erzählen (N. 4670). Der Magnet muß zu diesem Zweck unter das Kopfkissen der untreuen Frau gelegt werden.

Vor den sogenannten Schwarzkünstlern hatte man große Achtung. Die Vertreter der Nigromancie waren gelehrte Leute, und man hielt sie für fähig, die Menschen nach ihrem Willen beeinflussen zu können (C. R. 2953; Rose 15 340). Ihr verwandt war die Magie. Jehan de Meung schenkt beiden Künsten keinen Glauben:

De magique, l'art au déable,
Je n'en crois riens, soit voir ou fable.
(Rose 15 567; ib. 15 342.)



Die Alchimie hält er jedoch für eine wahrhafte Kunst, mittelst der man große Wunder finden kann (Rose 17019). Vor allem steht er mit Erstaunen jenen Kräften gegenüber, die die Lagerung und Bindung der Elemente bewirken, wie sie z. B. bei der Herstellung des Glases vor sich geht. Wie ist das möglich! Denn:

> Si n'est pas li voirres fogières (Potasche)
> Ne fogière ne v'est pas voirre.
> (Rose 17036.)

Sämtliche Metalle bestehen nach der damaligen Ansicht aus denselben Urelementen, aus Schwefel und Quecksilber. Die Verschiedenheit in Farbe und Gewicht ist nur eine Folge der verschiedenen Beimischungen von Unreinlichkeiten (Rose 17049 ff). Ein Meister der Alchimie müßte es fertig bringen, aus diesen beiden Elementen, aus Quecksilber und Schwefel, Gold herzustellen (Rose 17071). Doch ist auch Jean de Meung sich schon seiner menschlichen Ohnmacht bewußt:

> Travaillent tant cum il vivront
> Jà Nature n'aconsivront [werden erreichen].
> (Rose 17082). —

II. Von der Geistlichkeit.

Zahlreiche Äußerungen über das Leben und Treiben der Geistlichen und der Mönche finden sich in unseren Texten. Vor allem ist es Rutebeuf, der unerschrockene Kämpfer gegen die Verderbtheit seiner Zeit, der immer wieder gegen die Diener der Kirche das Wort ergreift und offen und furchtlos ihre Schäden aufdeckt. Ein erschreckendes Bild der Verdorbenheit und des Lasters enthüllt sich vor unseren Augen. Mag auch manche Äußerung Rutebeufs durch seinen persönlichen Haß gegen die Geistlichkeit und die Mönche etwas übertrieben sein, — Spielmann und Cleriker waren nie Freunde — ein wahrer Kern muß den Anklagen doch zu Grunde gelegen haben, um so mehr, als die Verfasser des Couronnement Renart und des Renart le Nouvel und selbst der gelehrte Jean de Meung ebenfalls in heftigen Angriffen gegen das Treiben dieser Leute ihre Stimmen erheben. Und woher sollten die Verfasser der Fabliaux ihren Stoff zu den vielen Erzählungen genommen haben, in denen sie die Verirrungen des Priesterstandes ihrem Publikum preisgaben, wenn nicht aus dem Leben selbst. Die Kirche unternahm es auch nicht, sich gegen diese Angriffe zu

wehren oder gegen die Urheber solcher Schmähungen vorzugehen. Es wäre ihr ein leichtes gewesen, ihnen den Mund zu verbieten. Vielmehr gab sie stillschweigend die zahlreichen Verfehlungen des Klerus zu, und in zahlreichen Edikten und Beschlüssen suchte sie der eingerissenen Verwilderung zu steuern (vergl. Bédier pag. 337).

Stets greifen die Dichter nur die Diener der Kirche an, das Dogma und die Lehre selbst bleiben unberührt.

Si ne voil-ge mie blasmer
Religion, ne diffamer,
En quelque abit que ge la truisse.
(Rose 11783).

Ihr sind sie treu ergeben. Um so schmerzlicher berührte es sie, daß sie sehen müssen, wie die Kirche von ihren eigenen Dienern bedroht wird.

Eglise, tu es mal-baillie,
Se ta cité est assaillie
Par les chevaliers de ta table.
(Rose 11905.)

Si fil sont endormi; n'est nul qui por li velle;
Elle est en grant péril se Diex ne la conselle.
(Ru. II, 31.)

Eine allgemeine Unzufriedenheit hat sich gegen die Geistlichen erhoben. Die Gelübde, die sie einst abgelegt haben, werden nicht mehr gehalten; ihr Leben hat sich zu sehr verweltlicht (N. 7300). Ihr eigenes Handeln steht in großem Widerspruch mit dem, was sie den Leuten predigen und von ihnen als Christentugenden verlangen.

De foi, de pais et de concorde
Est lor langue mult replenie,
Mès lor manière me recorde
Que dire et fère n'i soit mie.
(Ru. I, 178.)

Faus papelars, faus ypocrits,
Fausse vie menez et orde.
. . . . . .
Tels genz font bien li siècle pestre
Qui par dehors samblent bons estre
Et par dedens sont tuit porri!
(Ru. II, 73.)

Diese Worte klingen durch alle Anklagen hindurch. Und wem fiele nicht die Gestalt des Tartuffe von Molière ein, wenn „Papelardie", die „Scheinheiligkeit", in Gestalt einer Nonne folgendermaßen geschildert wird:

El fait dehors le marmiteus,
Si a le vis simple et piteus,
Et semble sainte créature;
Mais sous ciel n'a male aventure
Qu'ele ne pense en son corage.
Moult la ressembloit bien l'ymage
Qui faite fu à sa semblance,
Qu'el fu de simple contenance;
Et si fu chaucie et vestue
Tout ainsinc cum fame rendue.
En sa main un sautier tenoit,
Et sachiéz que moult se penoit
De faire à Dieu prières faintes,
Et d'appeler et sains et saintes.

(Rose 417.)

Im Gewande der Kirche und voll von Demut schleichen sie sich in Familien ein und suchen in deren Geheimnisse einzudringen. Man kann ihnen den Eintritt ins Haus nicht wehren; einmal zurückgewiesen, würde ihre gehässige Zunge bald dem ungastlichen Haus etwas nachzusagen haben. Außerdem galt es als schwere Sünde, einen Geistlichen so zu beleidigen: sah man doch in den mit der Kutte angetanen Cleriker einen Diener Gottes, so daß die ihm zugefügte Kränkung auf Gott selbst fiel (Ru. II. 212).

Versteckt und voll Scheinheiligkeit gehen sie in ihren Plänen vor; auch unerlaubte Mittel sind ihnen dabei nicht fremd (Ru. I, 247). So nehmen sie es mit der Wahrheit wenig genau; wenn es zu ihrem Vorteil ist bezeugen sie auch, was sie nie gesehen haben (Ru. II, 228).

„Traut ihnen nicht", ruft der Verfasser des Renart le Nouvel seinen Zeitgenossen zu:

Por Dieu ne nous i fions mie,
Car ce seroit double folie.

(N. 6677.)

Les ovres regarder devés,
Se vous n'avez les iex crevés;
Car s'il font tel que il ne dient.

(Rose 11843.)

„Und was hat Frankreich anderes von seinem ergebenen Gehorsam gegen Rom, als daß ihm nur desto öfters die Wolle geschoren wird?"



Desous la loi de Rome n'a nule région
Qui à Rome obéisse de cuer se France don,
Et de s'obédienche a si bel guerredon
Que on li tolt souvent sa laine et sa toison.
(Ru. II, 35.)

Viele Geistlichen benutzen ihre Stellung, um Ehre, Ansehen und vor allem Reichtümer zu erwerben (Rose 5822). Nach ihren Statuten sollen sie von dem Patrimonium nur so viel verbrauchen, um genügsam leben zu können, das übrige aber unter die Armen verteilen (Ru. II, 18). Sie können jedoch eher einen Armen vor Hunger oder Kälte sterben sehen, als ihm mit ihrem Überfluß zu helfen.

Ein jeder strebt danach, recht viele irdische Güter zu erlangen.

Chascuns bée à avoir, povretés est haie.
(Ru. II, 38.)

Der beste Priester ist der, der sich darauf versteht, am meisten zusammenzutragen.

Plus est bons clers qui plus est riches.
Et qui plus a s'est li plus chiches.
(Ru. II, 26.)

Es ist ihm auch kein Mittel zu gemein, um zu Besitz zu gelangen; Lug und Trug sind ihm bereite Helfer (Ru. I, 247). Rücksichtslos geht er vor, um sein Ziel zu erreichen.

Il vuelent fère lor voloir,
Cui qu'en doie le cuer doloir;
Il ne lor chaut, mès qu'il lor plèse,
Qui qu'en ait paine ne mesèse.
(Ru.I, 230.)

So häuft er Güter an, bis der Tod ihn hinwegruft. Ironisch fragt Rutebeuf nach der Herkunft all des gesammelten Geldes:

Clerc et prélat qui aünei
Ont l'avoir et l'or et l'argent,
L'ont-il de lor loiaul chatei?
Lor pères en ot-il avant? (Ru. I, 176.)

Die Antwort mag ihm ein Priester aus dem Rosenroman geben:

J'ai des deniers, j'ai de l'aumaille;
Tant ai fait, tant ai sermoné,
Tant ai pris, tant m'a-l'en doné
Tout le monde par sa folie,
Que je maine vie jolie. (Rose 12008.)



Von einem anderen Geistlichen weiß uns Rutebeuf in seinem „Testament de l'Ane“ zu berichten, dessen ganzes Streben darauf gerichtet war, Reichtümer zu sammeln. Da er eine „gute Kirche“ hatte, das heißt Priester in einem wohlhabenden Kirchspiel war, so verstand er es auch, in kurzer Zeit viel Geld und Kleider zusammenzutragen. Seine Scheuern waren mit Getreide bis oben an gefüllt. Um aus seinem Verkauf recht viel zu lösen, wartete er damit bis auf die Zeit nach Pfingsten, wo es am höchsten im Preise stand. Dieses Fabliau enthält auch ein treffendes Beispiel von der Bestechlichkeit der höheren Geistlichen. Der oben genannte Dorfpriester hatte einen Esel, der ihm zwanzig Jahre lang gedient und ihn zu seinem Reichtum mit verholfen hatte. Der Esel starb. Der Priester läßt ihn aus Dankbarkeit auf dem Friedhof begraben. Sein Bischof, der durch eine üppige Hofhaltung in Schulden geraten ist, erfährt zufällig davon. Um sich etwas aus der Geldverlegenheit zu helfen, will er dem Priester wegen Entweihung des Kirchhofes eine Geldstrafe auferlegen. Er läßt ihn vor sich kommen, gewährt ihm jedoch einen Tag Frist zur Verteidigung. Aber

> Li prestres ne s'esmaie mie,
> Qu'il seit bien qu'il at bone amie:
> C'est sa borce, qui ne li faut,
> Por amende ne por défaut.

Als der Gerichtstag kommt, gelingt es dem Priester, von den anwesenden Geistlichen unbemerkt an den Bischof heranzukommen und ihm eine Börse mit zwanzig Pfund in die Hand zu drücken. Sein Esel, der ihm zwanzig Jahre treu gedient habe, habe ihm, dem Bischof, diese Summe testamentarisch vermacht, damit seine Seele von der Hölle befreit werde. Und der Bischof nimmt das Vermächtnis mit den Worten an:

> „Diex l'ament.
> Et si li pardoint ses mesfais
> Et toz les péchiez qu'il a fais!“

Mit dem Besitz war auch die Schwelgerei in die Geistlichkeit eingezogen. Daß viele Priester im Konkubinat mit einer „amie“ lebten, war allgemein bekannt, was jedoch niemanden hinderte, bei ihnen die Messe zu besuchen (Rose 12 673).

> Chanoine séculier mainnent très bone vie:
> Chacuns a son hostel, son leu et sa mainie,
> Et s'en i a de tex qui ont grant signorie,
> Qui poe font por amis et assés por amie.
>
> (Ru. II, 38.)



Schlimmer war es jedoch, wenn Priester den ehelichen Frieden einer Familie zu stören suchten und einer verheirateten Frau nachstellten. Daß sie oftmals ihr Ziel erreichten, lehren uns zahlreiche Beispiele aus der Fabliauxdichtung. Mäßigkeit, die sie den Gläubigen predigten, sucht man vergebens bei den Geistlichen. Wohlbeleibtheit war ein Privilegium der Kleriker geworden, und Äbte und Prioren mußten öfters als Muster großer Körperfülle herhalten (Rose 2567). Im Rosenroman gibt Faux Semblant, als man ihn fragt:

„Tu vas préeschant astenance?"

die Antwort:

„Voire, voir, mès g'emple ma pance
De bons morciaus et de bons vins
Tiex comme il affiert à devins."
(Rose 12155.)

Die Arbeit kann ihm nicht behagen, lieber mischt er sich unter die Leute und belauscht ihre Geheimnisse.

Car laborer ne me puet plaire,
De laborer n'ai-ge que faire:
Trop a grant paine en laborer;
J'aim mieux devant les gens orer,
Et affubler ma renardie
Du mantel de papelardie. (Rose 12444.)

Einen guten Wein, saftiges Fleisch und weiße Betten schätzen sie über alles. Was kümmert es sie, ob das Heer der Christen im Orient sich in schweren Kämpfen mit den Heiden herumschlägt, wenn sie nur Fleisch und guten Wein haben und der Pfeffer recht stark ist! (Ru. I, 111). Bei vielen besteht das Tageswerk in Schlafen, Essen und Beten. Richtiges Arbeiten haben sie verlernt (Ru. II, 118). Es fällt ihnen schwer, früh in die Messe zu gehen, und am liebsten sagen sie den Psalm her, der nur zwei Worte hat, nämlich den „Deo gratias", nach dem Essen (Ru. I, 112). Und wenn das Messelesen nicht noch bezahlt würde, wie oft würde man sie wohl vor dem Altar stehen sehen? (Ru. II, 19).

Um sich der Völlerei hingeben zu können, scheuen sie auch nicht, ihr Amt zu mißbrauchen. So versprechen sie leichtfertig Leuten das Paradies, die sie mit Speise und Trank gut bewirten, mögen sie auch sonst recht schlechte Christen sein.

A cels le*) donent et délivrent
Qui les aboivrent et enyvrent
Et qui lor engressent les pances
D' autrui chatels, d' autrui substances,

*) [le paradis]



Qui sont, espoir, bougre parfet,
Et par paroles et par fet,
Ou usurier mal et divers,
Dont el sautier nous dist li vers
Qu'il sont jà dampné et perdu.
(Ru. I, 225.)

Von den Armen haben sie wenig zu erhoffen. Sie meiden sie daher und von ihnen gerufen, lassen sie lange auf sich warten. Um die reichen Leute jedoch bemühen sie sich sehr. Sie suchen sich Eingang in ihre Häuser zu verschaffen und lassen sich von ihnen Empfehlungsschreiben ausstellen, in denen die christlichen Tugenden der Priester gelobt werden.

. . . . Por avoir des gens loenges,
Des riches homes, por losenges,
Empétrons que letres nous doignent
Qui la bonté de nous tesmoignent,
Si que l'en croie par le munde
Que vertu toute en nous habunde.
(Rose 12 607.)

Vor allem suchen diese Kleriker sich die Gunst der Frauen zu erwerben. Die Frauen, im allgemeinen dem Religiösen mehr zugewandt als der Mann, ließen sich leicht von dem frömmelnden Wesen einnehmen. „Wenn die Damen reich und schön sind und sich einem Geistlichen anvertrauen, dann werden sie nie", wie im Rosenroman Faux-Semblant zweideutig sagt, „in Gefahr laufen, irre zu gehen."

Ge n'ai cure de povre gent,
Lor estat n'est bel ne gent.
. . . .
Ces hautes dames palasines . . . . .
Ces borgoises cointes et fières
Ces nonains et ces damoiseles,
Por que soient riches ou beles,
Soient nues ou bien parées,
Jà ne s'en iront esgarées.
(Rose 12 513.)

Ein weiteres Laster der Kleriker, über das die Dichter sich öfters zu beklagen haben, ist der Geiz. „Und wenn der Priester gut gefütterte Kleider hat, die Börse mit Danaren gefüllt ist, und Kisten und Kasten bis oben an voll sind, so hütet er sich, selbst zur Ehre Gottes etwas herzugeben." „Der Geiz heißt ihn sein Gut zusammenzuhalten und immer mehr dazu zu tragen" (Ru. II, 18).



Zuweilen scheuten sich die Geistlichen selbst nicht davor, das Gut der Kirche zu eigennützigen Zwecken anzugreifen. In Rutebeufs „Du Secrestain et de la Famme au Chevalier“ wird uns von einem Kanonikus erzählt, der mit der Frau eines Ritters durchgeht und alles mit sich nimmt, was der Kirchenschatz in sich birgt: Kleider, Pelze, Gold, Kreuze und Kelche. Ein anderer, Ytiers von Reims, benutzt das Gut der Kirche dazu, um seinen Verwandten Vieh zur Hochzeit zu schenken (Ru. I, 220).

Daß die Geistlichen für diese Verfehlungen nicht ungestraft bleiben würden, davon war man allgemein überzeugt. Die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes würde auch ihnen am jüngsten Tag den wohlverdienten Lohn geben (Ru. II, 28).

Nicht immer gingen Geistliche und Mönche friedfertig nebeneinander. Durch das Aufkommen der Orden und durch die Amtsbefugnisse, die sie allmählich vom Heiligen Stuhl in Rom erlangt hatten, war die Macht und der Einfluß der Priester stark beeinträchtigt worden. Vordem hatten sie allein das Recht besessen, die Beichte abzunehmen, dem reuigen Sünder Absolution zu erteilen und Buße aufzuerlegen. Diese Befugnis legte große Vorteile in ihre Hände. So erhielten sie von ihren Beichtkindern oft reiche Geschenke (Rose 12125). Zuweilen wird auch darüber geklagt, daß die Priester das Beichtgeheimnis nicht wahrten und sich Vorteile daraus zu verschaffen suchten (Rose 12533). Als die Dominikaner- und Franziskanerorden vom Papst Innozenz das Privileg erhielten, Beichte abzunehmen und Absolution zu erteilen, entstand bei den Geistlichen ein Sturm der Entrüstung (N. 7479; ib. 7525). Waren sie doch in ihrem Einfluß und in ihren Einnahmequellen ernstlich bedroht. Konzile wurden von ihnen einberufen, und es wurde beschlossen, daß jeder Gläubige seine Sünden nur seinem Priester und nicht einem anderen beichten solle (N. 7513). Im Renart le Nouvel wird uns ein in diesem Streit besonders eifriger Verfechter der geistlichen Sache genannt, Michel Warenghien, der Bischof von Tournay, der auf dem Konzil zu Reims im Jahre 1291 sich heftig gegen die Privilegien und die Ansprüche der Bettelorden wandte (N. 7561). Selbst bei dem Papst legte man Protest ein. Es war gleichzeitig eine starke Mißstimmung gegen die Beguinen vorhanden, die auch, wie uns die Geschichte lehrt, zu ihrer Auflösung führte (N. 7514).

Ein anderer Gegenstand des Haders zwischen Geistlichen und Orden bildete das Testament des Gläubigen und seine Vollstreckung. Verschiedene Konzile, so das zu Narbonne im Jahre 1227, hatten bestimmt, daß ein rechtsgültiges Testament nur in Gegenwart des Priesters gemacht werden könne, zu dessen Kirchspiel der Gläubige gehörte; in Gegenwart eines anderen

aber nur, wenn dieser abwesend war. Jetzt beanspruchten auch die Mönchsorden dieses Recht, das die Priester ihnen aber nicht zugestehen wollten, in der verständlichen Furcht, sich dadurch materiell schwer zu schädigen. Schon vor diesen obengenannten Bestimmungen hatte die Kirche darauf geachtet, daß der fromme Christ in seinem Testament für die Armen ein Legat aussetzte, um sich dadurch von seinen Sünden zu erleichtern. Was war natürlicher, als daß die Geistlichen, die dieses Legat zu verteilen hatten, bald ihr Amt mißbrauchten und sich auf Kosten der Armen bereicherten. Die folgende Stelle Rutebeufs in „Les Plaies du Monde" enthält eine scharfe Kritik gegen diejenigen, die die Mönche zu Testamentsvollstreckern bestimmen und die Art, wie diese sich ihres Amtes entledigen.

Se gent d'ordre l'ont entre mains,
Et il en donent (c'est le mains),
S'en donent por ce c'on le sache,
XX paire de sollers de vache
Qui ne lor coustent que XX sols:
Or est cil sauvés et assous!

(Ru. II, 27.)

Am liebsten suchen sie einem Reichen in seinen letzten Stunden beizustehen, um ihn in seiner Todesangst zu bewegen, ihren Orden im Testament zu bedenken (Ru. I, 229). Ist er gestorben, dann tun sie nicht das geringste für sein Seelenheil:

La montance d'un seul festu
N'en donront jà quis por lor âme.

(Ru. I, 229.)

Höchstens

. . . . . il avient par méchéance
Qu'il en donnent por reparlance
XX paire de solers ou trente:
Or est sauvé l'arme dolante.

(Ru. I, 139.)

Recht angenehm war es ihnen, wenn ein Ketzer (bougres = bulgarus) oder ein alter Wucherer ohne Beichte gestorben war; denn dann fiel ihnen das hinterlassene Vermögen gesetzlich zu.

Que sont les deniers devenuz
Qu'entre Jacobins et Menuz
Ont recéuz de testament,
De bougres por loiauz tenuz
Et d'usuriers viex et chenuz
Qui se muèrent soudainement?

(Ru. I, 123.)



Die Anklagen, die sich gegen die Priester richten, wiederholen sich in verstärktem Maße in den Angriffen gegen die Ordensangehörigen. Die Orden hatten sich bei ihrer Gründung gut eingeführt. Sie hielten streng ihre Gelübde: Armut, Keuschheit und Gehorsam. Gott ehrten sie durch Fasten, Bußübungen und durch fleißiges Beten (Ru. II, 286). Demütig baten sie die Leute um Brot und verdienten sich den größten Teil ihres bescheidenen Unterhaltes durch der Hände Arbeit (Ru. II, 207). Von dem, was sie erübrigten, gaben sie den Armen. Von dem Geist der Askese erfüllt, trugen sie grobe Kleider und hatten ihre Wohnstätte in einfachen Häusern (Rose 12 222). Doch bald änderten sie diese asketische Lebensführung. Sie lernten die Wohltaten des Besitzes kennen, die einfache Kost behagte ihnen nicht mehr, und feine Kleider traten an Stelle der früheren groben. Kurzum:

> . . . . lor conscience
> Eslarghissent, lor passience
> Estrecent. (N. 7433.)

Ein Kloster nach dem andern entstand im Laufe des XIII. Jahrhunderts, und namentlich waren es die Bettelorden, deren Ausbreitung als schwere Plage empfunden wurde. Zählt doch Rutebeuf zu seiner Zeit gegen zwanzig dieser Kongregationen in Paris (Ru. II, 17.). Jeder Orden strebte danach, möglichst viel Besitz und viele Anhänger und damit auch größeren Einfluß zu gewinnen (N. 7345). „Alle sind Knechte der Habsucht", klagt der Dichter.

> Toz sont sers à covoitise.
> Toz jors vuelent sanz doner prendre,
> Toz jors achatent sans riens vendre,
> Il tolent, l'en ne lor tolt rien.
> (Ru. II, 15.)

Da es bei der großen Anzahl von Orden schwer war, durch Betteln allein genügend zu erlangen, griffen die Mönche oft zu Mitteln, die mit Gesetzen der Religion wenig im Einklang standen. Schmeichelei, Heuchelei und selbst Betrug und Lüge mußten zu diesem Zweck herhalten (Rose 8851). Mancher gab dem aufdringlichen Mönch nur, um ihn los zu werden.

> Il sunt maint donéor en terre
> Qui por ce donent, au voir dire,
> Qu'il ont honte de l'escondire,
> Ou li requérans lor ennuie,
> Si li donent por qu'il s'enfuie.
> (Rose 12317.)



Es hatte sich allmählich bei den Orden die Erfahrung herausgebildet, daß man mit den weltlichen Künsten am weitesten komme.

Cil qui plus set de l'art du siècle,
C'est le meillor selonc lor riègle.
(Ru. II, 16.)

Darum wählen auch im „Renart le Nouvel" die beiden Orden der Franziskaner und Dominikaner Renart, d. h. die List und Verschlagenheit, zu ihrem Oberhaupt. Denn:

. . . en lui avont sage paistre
Por avoir argent et ormier
A leur ordre mouteplier. (N. 7368.)

Das Leben in den Klöstern verflachte und verweltlichte mehr und mehr. Es traten Leute in die Orden ein, deren Gesinnung wenig mit den ernsten Absichten ihrer Gründer harmonierte und die das geistliche Kleid nur als Mittel zum Zweck ansahen.

Il n'a en tout cest mont ne bougre, ne hérite,
Ne fort popelican, vaudois ne sodomite,
Se il vestoit l'abit où papelars s'abite,
C'on ne le tenist jà à saint ou à hermite.
(Ru. II, 212.)

Bald mußten auch die Gläubigen erkennen:

L'abis ne fet pas l'ermite.
(Ru. II, 63.)

Die Orden unter sich aber sahen mit Neid und Haß auf einander. Ein Kloster gönnt dem andern nichts, und sie wünschen sich gegenseitig in das tiefste Meer versenkt (Ru. II, 17). Wie die Geistlichen schätzen auch sie die Mäßigkeit wenig. Wein und gutes Essen geht ihnen über alles. Das hindert sie aber nicht, den Leuten ihre unschuldigen Vergnügen zu mißgönnen und ihnen das Tanzen und die Reigen, sowie alle Belustigungen durch Spielleute zu untersagen (Ru. II, 74). Das Gelübde der Keuschheit wird wenig geachtet. „Die Chastée hat viele Gegner in den Klöstern und Abteien; alle haben sich gegen sie verschworen" (Rose 9767). Das Fabliau „De frère Denise" von Rutebeuf wendet sich in scharfen Worten gegen die Scheinheiligkeit und Lüsternheit der Mönche. Ein schwärmerisches junges Mädchen, die Tochter eines Ritters, schlägt alle Heiratsanträge aus, da sie heimlich ihre Jungfrauschaft Gott und der heiligen Mutter gelobt hat. Von den Franziskanermönchen, die in dem Hause ihrer Mutter verkehren, vertraut sie einem derselben, dem Bruder Simon, ihren Wunsch an, ins Kloster zu gehen. Ein teuflischer Plan steigt in dem

Bruder auf: er will sie mit in sein Kloster nehmen und sie seinem Willen gefügig machen. Er verspricht ihr den Heiligenschein, wenn sie wie er und seine Brüder das Leben des heiligen Franziskus führe. Listig weiß er das schwärmerische und unerfahrene Mädchen so zu „bezaubern", daß sie sich die Haare schneiden läßt und in Männerkleidern in das Kloster geht. Dort erhält sie die Tonsur und wird als Mönch eingekleidet. Als „frère Denise" lebt sie unerkannt unter den Brüdern, aber ganz in der Gewalt des sinnlichen Simon. Dieser will auf seinen Reisen, die er in Ordensgeschäften zu machen hat, nur von frère Denise begleitet sein. Auf einer solchen Reise kommt er auch in das Haus eines Ritters. Die Frau, der das weibliche Aussehen des frère Denise auffällt, deckt endlich den Betrug auf. Das arme Mädchen wird aus den Händen des lüsternen Mönches befreit und der Mutter zurückgeführt. Bruder Simon aber muß zur Buße eine beträchtliche Summe Geldes zum Heiratsgut des Mädchens geben. Ein Gatte für sie läßt auch nicht lange auf sich warten. —

Wenn wir im folgenden zu der Aufzählung der in unseren Texten erwähnten Orden übergehen, so müssen an erster Stelle die Orden der Franziskaner und Dominikaner genannt werden. Die Franziskaner, deren Orden von Franz von Assisi im Jahre 1210 gegründet wurde, nannten sich aus Bescheidenheit auch „frères-menus" oder „mineurs" (Ru. I, 203). Am häufigsten wurden sie jedoch „cordeliers" genannt, nach der Schnur, die sie um die Hüften trugen und in der sich drei Knoten befanden. Sie waren mit grauem Tuch bekleidet; Mantel und Kapuze waren von gleicher Farbe (Ru. I, 188). Um den Hals trugen sie einen Rosenkranz (psautier N. 1436). Sie wurden zusammen mit den Dominikanern am meisten in der damaligen Zeit angegriffen und scheinen am unbeliebtesten gewesen zu sein. Sie besitzen alle die oben angeführten Untugenden. Doch scheinen sie großen Einfluß besessen zu haben. Rutebeuf berichtet uns, daß erst kürzlich wieder höhere adelige Personen in den Orden eingetreten seien, und auch Ludwig IX. schenkte ihnen seine Gunst in reichem Maße (Ru. I, 214, ib. 126).

Der zweite Orden, der der Dominikaner, wurde im Jahre 1215 gegründet. Sie führten auch den Namen „frères-prêcheurs", „frères-prédicateurs" (Ru. II, 206; ib. I, 203), im allgemeinen wurden sie jedoch in Frankreich „jacobins" genannt, weil ihre erste Niederlassung in Paris eine ehemalige Herberge für Pilger des heiligen Jakobus von Compostela war. Über die Kleidung der Jakobiner erfahren wir nur, daß sie „vestu de robe blanche et noire" waren (Ru. I, 181) und ihre Ordensregeln ihnen untersagten, ein Hemd zu tragen (Ru. I,

189). Sie haben ohne Zweifel schon zu Rutebeufs Zeiten den größten Einfluß besessen. Rutebeuf nennt sie die Herren von Königen, Prälaten und Grafen und sagte von ihnen, daß sie sowohl Paris wie Rom, König wie Papst in ihrer Gewalt hätten (Ru. I, 192; ib. II, 207). Der Universitätsstreit, in dem sie eine große Rolle spielten, bestätigt uns nur diese Aussagen. Denn durch den Papst zwangen sie König Ludwig IX., sich ihrem Willen zu beugen und ihren heftigsten Gegner, den Guillaume de Saint-Amour vom Kampfesplatz zu verbannen (vergl. Kap. IV). Sie haben das Gelübde der Armut geleistet aber trotzdem große Reichtümer angehäuft.. Ihre ersten Niederlassungen waren unansehnliche Häuser; jetzt haben sie große Paläste an ihre Stelle gesetzt. Die Mittel dazu haben ihnen Almosen und Legate gegeben, die um ihr Seelenheil beängstigte Gläubige ihnen vermacht haben (Ru. I, 210). Denn ihnen vor allem gelten die häufigen gegen die Geistlichkeit und die Orden gerichteten Vorwürfe der Habsucht und der Erbschleicherei; sie waren es, die Guillaume de Saint-Amour „pseudo-praedicatores, otiosos, penetrantes domos, thalamorum regalium subintratores“ nannte. „Wer sie nicht zum Testamentsvollstrecker macht, der hat Ursache, für seine Seele zu bangen“ (Ru. I, 192). Ihr Haß ist zu fürchten, und Rutebeuf selbst hält es für angebracht, ihnen gegenüber sich reserviert zu verhalten:

Je qui redout ma teste fole,
Ne vous di plus mais qu'il sont home,
(Ru. I, 192).

d. h. daß auch sie voll menschlicher Leidenschaften und Fehler sind.

Die Augustiner, der Orden der weißen Mönche, leben friedlich im Überfluß dahin. „Man sollte sie nur morgens und abends daran erinnern, daß ein gutes Leben für die Seele Gift ist“. (Ru. II, 39).

Die Benediktiner, der Orden der schwarzen Mönche, taten früher viel Gutes. Doch jetzt haben sie sich von Gott abgewandt (Ru. II, 39).

Der Orden der Karmeliter, nach ihrer gestreiften Kleidung in Frankreich allgemein „Barrés“ genannt, tat sich in Paris erst im Jahre 1254 auf und war daher nach der Meinung Rutebeufs viel zu spät gekommen, da alles bereits unter die anderen Mönche verteilt war (Ru. II, 43). Sie hatten ihre Niederlassung neben dem Nonnenkloster der Beguinen. Dieser Umstand gab denn auch den Stoff zu mancher pikanten Erzählung (Ru. I, 189).

Der Orden von Chartreux war in den sechziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts aus der Provinz nach Paris verlegt worden. Er scheint zu jener Zeit sich ziemlicher Achtung erfreut zu haben, denn Rutebeuf weiß ihm keinen schweren Vorwurf zu machen (Ru. I, 199).

Die Mönche von Cîteaux sind rechtschaffene und gläubige Christen; nur paßt es sich nicht für einen Orden, Handelsgeschäfte zu treiben (Ru. II, 40). (Dieses Privilegium war ihm wirklich erteilt worden).

Die Wilhelmiten (Guillemins) und Hermiten (Hermins) sind ebenfalls ihrem früheren Wesen untreu geworden (Ru. I, 200; ib. 206).

Der Orden von Prémontré ist durch Stolz und Habsucht geblendet. Seine Mitglieder waren weiß gekleidet (Ru. II, 41).

Ein anderer Orden, der der Sacheten (l'ordre des Sacs oder Sachers), trug bei seinem ersten Auftreten in Paris im Jahre 1261 den Todeskeim bereits in sich. Auch sie sind zu spät gekommen, und sie werden sich nach der Ansicht Rutebeufs trotz Unterstützung vonseiten des Königs schwer aufrechterhalten (Ru. I, 193). Sie kommen mit den lautersten Absichten. „Doch wer weiß, ob auch sie nicht bald die abschüssige Bahn des Wohllebens betreten und gute Weine und mollige Betten verlangen werden" (Ru. II, 200).

Von den Mönchen im Tal der Schüler (Vaux des escoliers) weiß der Dichter zu berichten, daß die Universität wenig Freundschaft bei ihnen gefunden hat (Ru. I, 198).

Die Mönche von St. Viktor finden jedoch Gnade in Rutebeufs Augen. Sie sind die einzigen noch, die Mitleid und Mildtätigkeit ausüben. Auch machen sie nicht wie die anderen Mönche „ihren Bauch zum Herren" (R. II, 197).

Der Orden der Trinität hat es sich zur Aufgabe gemacht, einen Teil seines Einkommens, nach Rutebeuf ein Drittel, als Lösegeld für Gefangene zu verwenden. Deshalb schätzt ihn der Dichter auch. Auffallend war in ihren Statuten die Bestimmung, zu ihren Reisen keine Pferde zu benutzen. Sie folgten auch dieser Verordnung, indem sie Esel dazu verwendeten (Ru. I, 197).

Im Renart le Nouvel werden noch die Tempelherren (li templier) erwähnt. Sie treten für die Kirche mit dem Kreuz und mit dem Schwert ein. Sie brauchen viel Geld und viele Soldaten, um sie gegen die Ungläubigen zu verteidigen (N. 7821).

Die Hospitaliter (li ospitelier) rühmen sich im gleichen Roman, den Sarrazenen größeren Kummer zuzufügen, als es



die Templer tun. Liegt auch ihre Hauptaufgabe in der Pflege Verwundeter, so greifen sie doch auch im Notfall zur Klinge (N. 7874).

Daneben gab es in Paris noch einen Orden der Blinden (l'ordre des nonvoianz), denen Ludwig der Heilige gegen 1258 ein Hospital gegründet hatte, in dem sich gegen dreihundert dieser Unglücklichen aufhielten. Schreiend und sich gegenseitig stoßend tasten sie sich durch die Straßen von Paris (Ru. I, 195; ib. 206).

Von den Frauenorden erwähnt Rutebeuf die „Töchter Gottes" (les Filles-Dieu) und die Beginen (les Béguines). Den Filles-Dieu — zu Rutebeufs Zeiten in Paris gegen 140 an der Zahl — war von Ludwig dem Heiligen ein Haus in der Hauptstadt eingerichtet worden. Er unterstützte sie auch sonst mit Geldmitteln (Ru. I, 205). Sie hießen daher auch die „Töchter des Königs", und der wörtliche Gebrauch dieses Namens gab Anlaß zu mancher zweideutigen Bemerkung (Ru. I, 196). Die Angehörigen des Ordens legten keine dauernden Gelübde ab; Nach Verlauf einer bestimmten Zeit konnten sie in die Welt zurückkehren. Rutebeuf richtet sich scharf gegen diese zur Oberflächlichkeit führende Einrichtung.

Je di que ordre n'est-ce mie,
Ains est baras et tricherie,
Por la fole gent decevoir.
Hui i vint, demain se marie;
Li lignaiges sainte Marie
Est plus grant que ne fu ersoir.
(Ru. I, 196.)

Die Beginen legten ebenfalls kein Gelübde dauernder Zugehörigkeit zu ihrem Orden ab (Ru. I, 223). Nach Rutebeufs Äußerungen scheinen sie die Mitte zwischen weltlichem und mönchischem Leben gehalten zu haben; auch waren sie keineswegs ein Orden von Jungfrauen.

L'ordre as Béguines est légière;
Si vous dirai en quel manière:
En s'en ist bien por mari prendre;
D'autre part qui baisse la chière
Et a robe large et plenière,
Si est Béguine sans li randre;
Si ne lor puet-on pas desfandre
Qu'eles n'aient de la char tandre . . . .
(Ru. I, 190.)

Trotzdem umgeben sie ihr Tun und Treiben gern mit dem Nymbus der Frömmigkeit.



Tot est de religion
Quanque hon trueve en sa vie.
La parole est prophécie;
S'ele rit, c'est compaignie;
S'el' pleure, dévocion;
S'ele dort, ele est ravie;
S'el songe, c'est vision;
S'ele ment, non creeiz mie.
(Ru. I, 221.)

„Es laufen viele von ihnen herum, die lange Kleider tragen; doch was sie unter ihren Kleidern tun, das sage ich euch nicht." (Ru. I, 205.) Ihr sittlicher Lebenswandel scheint nicht ohne dunkle Stellen gewesen zu sein. „Die Beginen und die Begharden (die männlichen Angehörigen des Ordens) führen ein sehr gutes Leben," sagt der Dichter, „doch ist es nicht gut, den Hahn mit der Henne zusammenzubringen, in die Nähe des Schlemmers guten Wein zu setzen oder vor die Katze Speck hinzulegen." (Ru. II, 42). Und dann:

je voi si l'un vers l'autre tendre
Qu'en I chaperon a II testes,
Et il ne sont angels ne bestes.
(Ru. I, 231.)

Von den Nonnen im allgemeinen weiß uns der Dichter zu sagen, daß sie häufig zu den Heiligen pilgern. Doch zweifelt er, daß Gott ihnen dafür Dank weiß. „Wenn sie klüger wären, würden sie weniger oft hingehen" (Ru. II, 42). Zuweilen verließen sie zu zweit das Kloster, um zu viert zurückzukehren (Ru. II, 42).

Wenn die Dichter der damaligen Zeit den niederen Geistlichen und den Ordensangehörigen so viele Vorwürfe zu machen haben, so läßt sich auch kein gutes Urteil über deren Vorgesetzten, über die höheren geistlichen Würdenträger, erwarten. Kommen sie zu einem armen Landgeistlichen, so treten sie sehr anspruchsvoll im Essen auf, und es hält schwer, ihnen nach ihrem Geschmack aufzutischen (Ru. II, 230). In Rutebeufs „Dit d'Ypocrisie" werden wir nach Rom geführt, zur Zeit der Wahl Gregors X. (1271). Große Uneinigkeit herrscht dort unter den Kardinälen und sie können über keine Wahl schlüssig werden. Um sich endlich zu einigen, wird eine geheime Abstimmung vorgenommen, aus der Thibaut, Erzdiakon von Lüttich, als Papst Gregor X. hervorgeht. Dies ist die Herkunft der bei der Papstwahl noch üblichen Konklave.

In Rom selbst herrschen alle Laster; Bestechlichkeit, Habsucht, Geiz haben hier ihre Heimstätte (Ru. II, 32).



De Rome vient li max qui les vertus asome.
(Ru. II, 32.)

Die Geistlichen dort lieben das Geld und sind nur freundlich mit dem, der reichlich gibt (Ru. II, 32). „So mancher reiche Mann ist nach Rom gegangen, der es als armer Bettler verließ (Ru. I, 224), und mancher ist als guter Christ dort hingekommen, um als falscher Pharisäer zurückzukehren“ (Ru. II, 225).

Kein Wunder, daß bei dem moralischen Tiefstand, der in allen Kreisen der Geistlichkeit herrschte, aufgeklärtere Leute wie Jean de Meung prinzipielle Gegner des Mönchtums waren (Rose 11 788). Er verurteilt die Gelübde der Mönche und findet es nicht recht, ernster Arbeit Gebete vorzuschieben (Rose 12 256). Er wendet sich gegen die von den Geistlichen verbreitete Ansicht, daß der wahre Christ nur in geistlicher Tracht zu denken sei. „Es ist töricht, zu glauben, daß diejenigen ihrer Seele schaden, die sich an weltliche Kleider hängen“ (Rose 11 859); denn

bien puet en robes de colors
Sainte religion florir.

Das Volk aber sah dem Treiben der Geistlichen zu, ohne sich dadurch in seinem Glauben erschüttern zu lassen. Er war zu fest begründet, und es hatte auch noch niemand gewagt, daran zu rütteln. Und auch die späteren Spaltungen innerhalb der Religion beruhen immer auf theologischen Fragen, aber niemals auf einer Empörung gegen die Moralität der Diener Gottes (vergl. Clédat, pag. 108).

III. Von den Kreuzzügen.

Jenes stark religiöse Leben, das am Anfang des XIII. Jahrhunderts die Christenheit des Abendlandes ergriffen hatte, hatte die neuen Orden der Franziskaner und Dominikaner hervorgebracht und mehrere Kreuzzüge entstehen lassen. In der Besitzergreifung des heiligen Landes durch die Heiden sah man eine Beleidigung Gottes und hielt es für höchste Pflicht eines frommen Gläubigen, diese Schmach zu rächen und das Verlorene zurückzugewinnen (Ru. I, 80). Das heilige Grab besuchen zu können, galt für jeden Christen als höchstes Glück, als das erstrebenswerteste Ziel in diesen Erdentagen. „Und wenn der Mensch hundert Jahre alt würde,“ sagt der Dichter (Ru. I, 150), „so könnte er durch gute Werke nicht so viel Ehre erringen, als wenn er einmal das heilige Grab aufsucht.“

Die Beschwerden und Anstrengungen, die eine solche Fahrt mit sich bringt, soll der Gläubige geduldig ertragen: Gott liebt den Menschen, der um seinetwillen Leiden erduldet (Ru. I, 163; vergl.: Vom Glauben und Aberglauben, pag. 13). Und der Lohn, der jedem Kreuzzugsteilnehmer winkt, ist wahrlich nicht gering: Reinigung von allen Sünden und das Paradies wird ihm verheißen (Ru. I, 163). Dieser immer wieder verbreitete Glaube, daß man sich durch die Teilnahme an einem Zug ins heilige Land von allen Sünden reinigen könne, führte zu ähnlichen Folgen wie der Mißbrauch der Ablaßkrämerei zur Zeit Luthers. Nach dem Zeugnis des Abts Usberg gab es Leute, die schwere Verbrechen begingen mit der Absicht, später sich das Kreuz anzuheften und sich dadurch das Himmelreich zu verdienen (Fleury, Hist. eccl. t. XVI, p. 589).

In der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts änderte sich die Lage wesentlich. Die neuen Mönchsorden, so gut sie sich auch eingeführt hatten, verflachten in ihrem religiösen Treiben und fanden wegen ihres weltlichen Lebens heftige Gegner (vergl. Kap. II, pag. 26). Auch der Eifer für die Kreuzzüge hatte wesentlich nachgelassen. Es war nicht mehr die alte, keine Überlegung duldende Begeisterung, die mit dem Rufe Gott will es! die Gläubigen mit fortriß, sondern kalte Vernunft und ein Abwiegen der Vorteile und Nachteile war an ihre Stelle getreten. Da erhob sich als neuer Anwalt für die Kreuzzüge der Trouvère Rutebeuf. Er selbst tief religiös und von den Wert jener Unternehmungen voll überzeugt, richtete eine „Complainte" nach der anderen an seine Zeitgenossen, um sie mit kraftvollen Worten für die Teilnahme zu gewinnen. An alle Stände sind seine Mahnungen und dringenden Aufforderungen gerichtet. Das Interesse König Ludwigs IX. dünkt ihm zu lau. Als Acre in Gefahr stand, von den Türken zurückerobert zu werden, da forderte er ihn auf, sich selbst auf den Weg zu machen oder wenigstens ein Heer auszurüsten, ohne dabei mit Geld noch Gold zu sparen, um für das Recht Gottes zu streiten (Ru. I, 71). „Recht und Glaube sind durch die Zustände im heiligen Land ins Schwanken geraten."

Ha! rois de France, rois de France,
La loi, la foi et la créance
Va presque toute chancelant!
Que vous iroie plus celant?
Secorez-la, c'or c'est mestiers;
Et vous et li quens de Poitiers
Et li autre baron ensamble.

(Ru. I, 109.)



Auch den König von England und den von Sizilien sucht Rutebeuf für neue Unternehmungen gegen die Ungläubigen zu gewinnen (Ru. I, 133). Mit bitteren Worten wendet er sich an die Ritter, die die berufensten Christen sind, um den Heiden die geweihten Stätten zu entreißen. Sie haben es zugelassen, daß das heilige Land in deren Hände fiel; „wohlan, tut eure Pflicht, entreißt ihnen das verloren Gegangene. Nehmt das Kreuz, Gott wartet auf euch, er wird euch den Weg zeigen!" (Ru. I, 108.) Er appelliert an ihre ritterlichen Tugenden und christlichen Pflichten und erinnert sie immer wieder daran, die Zeit zu benutzen, um für ihr Seelenheil Gutes zu tun, da niemand wisse, wie lange er noch zu leben habe (Ru. I, 132).

Conquérons paradix quant le poons conquerre
N'atandons mie tant meslée soit la serre.

(Ru. I, 170.)

Von den Mönchen erhofft Rutebeuf vor allem materielle Unterstützung zu erlangen.

Se li denier que l'en a mis
En cels qu'à Dieu se font amis
Fussent mis en la Terre Sainte,
Ele en éust mains d'anemis
Et mains tost s'en fust entremis
Cil qui l'a jà brisié et frainte.

(Ru. I, 120.)

Da sie nicht selbst als Kämpfer ins heilige Land ziehen können, so fordert er sie auf, die Kinder der Armen aus ihrem Klosterschatz zu unterhalten, damit deren Väter unbesorgt in den Kampf ziehen können.

Montreiz par bouche et par example
Que vos ameiz Dieu et le Temple.

(Ru. I, 138.)

Auch an die reichen Bürger, die im behäbigen Wohlstand dahin leben, wenden sich seine Lieder. Sie können die religiösen Unternehmungen durch Gaben tatkräftig unterstützen und sich dadurch bei Gott angenehm machen (Ru. I, 141).

Alle seine eindringlichen Ermahnungen und Aufforderungen scheinen jedoch wenig von Erfolg gewesen zu sein.

Li feus de charité est froiz
En chascun cuer de crestien:
Ne jone homme ne ancien
N'ont por Dieu cure de combattre.

(Ru. I, 114.)



Doch bald stellt sich von neuem sein Eifer ein. Eine neue Art, Stimmung für einen Kreuzzug zu machen, wendet er an. Er zieht von Burg zu Burg, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt und trägt seine „Desputizon dou Croisié et dou Descroizié“ vor. Zwei Ritter unterhalten sich darin über den Wert der Kreuzzüge und tauschen in Rede und Gegenrede ihre Ansichten darüber aus. Während der „Croisé“, der Verteidiger der Kreuzzüge, im allgemeinen die üblichen Argumente für ihre Berechtigung anführt, bringt der „Décroisé“, der Gegner jener Veranstaltungen, Ansichten vor, die sicherlich viele seiner Zeitgenossen mit ihm teilten. So führt er an, daß die Kreuzzüge viele Ritter in Armut gebracht hätten. Vor dem Aufbruch nach dem heiligen Land war mancher gezwungen, einen Teil seiner Besitzungen billig zu veräußern, sodaß er dadurch den Ruin seines Geschlechtes herbeiführte (Ru. I, 150). Recht wenig edle Motive hatten auch viele zu Kreuzfahrern gemacht. Der eine hoffte, sich im Orient zu bereichern, dem anderen war eine Fahrt zum heiligen Grabe der einzige Weg, um sich von schwerer Sündenlast zu befreien, und andere wieder gingen aus reiner Abenteuerlust nach Jerusalem, gaben sich dort dem Laster hin und kehrten als schwere Geisel des Landes zurück, das ohnedies schon durch die „taille“ und den Zehnten für den Kreuzzug schwer belastet war (Ru. I, 156). Auch die Geistlichkeit schien es an Interesse und an tätiger Unterstützung fehlen zu lassen.

> Clerc et prélat doivent vengier
> La honte Dieu, qu'il ont ces rentes.
> Ils ont à boivre et à mengier:
> Si ne lor chaut c'il pluet on vente.
>
> (Ru. I, 154).

Zu diesen Bedenken kamen noch andere Gründe hinzu, die Rutebeuf dem Gegner der Kreuzzüge in den Mund legt. „Soll ich, um ein fremdes Land zu erobern, woran ich doch keinen Teil haben werde, Weib und Kind, Gut und Erbe verlassen? Warum soll ich Gott gerade in jenem unwirtlichen Lande aufsuchen? Man kann ihn gerade so gut in der Heimat verehren. Die Cleriker, die sich in den Dienst des Herrn gestellt haben und ihre Renten um seinetwillen beziehen, mögen ein Interesse daran haben, daß ein Kreuzzug unternommen wird. Ich aber lebe mit meinen Nachbarn in Frieden und es gelüstet mich nicht, mich aus diesem ruhigen Leben zu reißen, um mich jenseits des Meeres mit dem Sultan in einen Kampf einzulassen. Sagt ihm, daß, wenn er zu uns kommt, um uns anzugreifen, er in mir einen heftigen Gegner finden wird, aber aus seinem Lande werde ich ihn nicht vertreiben.“

Wenn es mit der öffentlichen Meinung so stand — und es ist nicht zu zweifeln, daß der Décroisé sie vertritt — so nimmt es nicht Wunder, daß des Dichters Bemühungen von wenig Erfolg gekrönt waren. Die Zeit war nicht mehr empfänglich für diese religiösen Bestrebungen. Andere Anschauungen traten an ihre Stelle und mit ihnen war das Ende der Kreuzzüge gekommen. Selbst in der Umgebung des Königs hatte man das Interesse verloren. Als Ludwig IX. im Jahre 1270 sich zum Kreuzzug nach Tunis rüstete, da standen die nächsten Verwandten des Königs auf, um gegen das Unternehmen ihre Stimme zu erheben (Joinville, Hist. de saint Louis, Ed. de Wailly XXIV. p. 107). Selbst sein treuer Joinville, der mit ihm alle Entbehrungen des ersten Kreuzzuges geteilt hatte, konnte sich nicht entschließen, seinen Herrn im zweiten Kreuzzug zu begleiten, da auch er ihn für nutzlos und für Frankreich nur verderblich hielt (Joinville, Hist. de saint Louis, CXLIV).

IV. Vom Studenten und vom Pariser Universitätsstreit.

Jedesmal, wenn Rutebeuf seine Angriffe gegen den Klerus im allgemeinen richtet, hebt er ausdrücklich hervor, daß er die Studenten ausgenommen wissen will (Ru. II, 25). Er liebt ihr unstetes Wanderleben und er fühlt mit ihnen, wenn sie in fremde Länder ziehen, „um Lohn und Ehre zu gewinnen und Körper und Geist zu veredeln“ (Ru. II, 28). Mit leichtem Gepäck sind sie ausgerüstet, „und was man ihnen schenkt, ist oft sehr wenig.“ Die Streitigkeiten unter den Pariser Studenten in den sechziger Jahren des XIII. Jahrhunderts veranlaßten Rutebeuf, seine ernste Stimme gegen das Treiben gewisser randalierender Studenten zu erheben. „Warum seine Heimat verlassen und in ein fremdes Land gehen, wenn man Torheiten treiben will, wo etwas Tüchtiges zu lernen ist?“ Er erzählt mit großer Anteilnahme von einem Studenten, dessen wenig begüterter Vater alles daran gewendet hat, um seinen Sohn auf die hohe Schule schicken zu können (Ru. I, 185). Kaum ist der junge Mann in Paris angekommen, so verschafft er sich „von dem Gewinn der Pflugschar und des Pflügers“ allerlei Waffen. „Anstatt ein ehrenhaftes Leben zu führen, bummelt er in den Straßen herum, um alles zu betrachten, alles zu begaffen. Bald geht ihm das Geld aus, die Kleider sind aufgetragen. In der Fastenzeit, in der der fromme Christ ein gottgefälliges Leben führen soll, haben Studenten dieser Art an Stelle des Büßerhemdes einen Halsberg an und zechen solange, bis sie betrunken sind. Dann fangen sie Händel an,



größere Streitigkeiten entwickeln sich daraus, und die Universität muß ihre Vorlesungen einstellen. Das Lernen fällt ihnen schwer. Sie sind von ungeschliffenem Wesen und können kaum anständig am Tische sitzen. Mit Nichtstun verlieren sie ihre Zeit und ihr Geld und bereiten ihren Freunden nur Schande. Und doch gibt es kein schöneres Leben als das eines Studenten!"

Diex! jà n'est-il si bone vie,
Qui de bien faire auroit envie,
Com ele est de droit escolier!
(Ru. I, 186.)

Größeres Interesse als dem Treiben der Studenten bringen jedoch Rutebeuf und Jehan de Meung dem Kampf entgegen, der sich zwischen den weltlichen Geistlichen als den eigentlichen Lehrern der Universität und den Dominikanern um die Pariser Hochschule entwickelt hatte. Als in den dreißiger Jahren des XIII. Jahrhunderts die Professoren der Pariser Universität wegen Streitigkeiten zwischen Stadtsoldaten und Studenten, in denen einige der letzteren getötet wurden und die verlangte Sühne ausblieb, ihre Vorlesungen einstellten und aus Paris auswanderten, hatten die Dominikaner vom Bischof von Paris einen theologischen Lehrstuhl erhalten. Bald errichteten sie einen zweiten und begannen auch öffentliche Vorlesungen zu halten. Als sich die Dominikaner bei Gelegenheit einer neuen Einstellung der Vorlesungen weigerten, den Beschlüssen der Universität Folge zu leisten, kam es zu offenem Streit zwischen der weltlichen Geistlichkeit (ceux „qui lisent de logique") und den Dominikanern. Die Universität suchte die Jakobiner (= Dominikaner) aus ihrem Lehrkörper zu verdrängen. Diese aber wandten sich an den König und an den Papst und klagten die weltliche Lehrerschaft der Universität an, gegen Gott und die Kirche, sowie gegen die Ehre des Königs und seiner Interessen sich verschworen zu haben. In diese Zeit des Streites fällt das Gedicht Rutebeufs „Descorde de l'Universitei de Paris:"

Rimer m'estuet d'une descorde
Qu' à Paris a semé Envie
Entre gent qui miséricorde
Sermonent et honeste vie.
De foi, de pais et de concorde
Est lor langue mult replenie,
Mès lor manière me recorde
Que dire et fère n'i soit mie.
Sor Jacobins est la parole .....
Or guerroient por une escole
Où il vuelent à force lire.

„Man sollte erwarten, daß die Dominikaner sich der Universität gegenüber dankbar erzeigen würden. Denn als der Orden nach Paris kam, nahm die Universität ihn bereitwilligst in ihrem Schoß auf, unterstützte ihn mit Büchern, Geld und Nahrungsmitteln und räumte ihm ein Haus in der Straße St. Jacque ein“ (Ru. I, 180). Bald mußte sie jedoch den Undank des Ordens am eigenen Leib verspüren. Die Universität wurde von ihm, wie Rutebeuf sagt, „mise du trot au pas.“ (Ru. I, 181). Die allgemeine Sympathie in diesem Streit war auf der Seite der Universität. Jean de Meung und Rutebeuf nahmen mit beredten Worten für sie Partei. Unter den Universitätslehrern selbst aber erstand in Guillaume de Saint-Amour den Dominikanern ein eifriger Gegner.

Die Dominikaner waren bei ihrem wachsenden Einfluß dazu gekommen, sich als Erneuerer des christlichen Glaubens zu betrachten, und aus diesem Gefühl heraus veröffentlichten sie eine Schrift, Liber introductorius in Evangelium aeternum (l' Évangile éternel, Rose 12757); (l' Évangile pardurable, Rose 12740). Sie gaben das Buch für ein vom Heiligen Geist inspiriertes Werk aus, das dazu dienen sollte, „die Menschen auf einen guten Weg zu führen“ und das die Dominikaner selbst höher als die vier Evangelien stellten.

Die Mönche sagen, qu'il n'est loi tenable

> For l'Evangile pardurable,
> Que li Sains-Esperiz envoie
> Por metre gens en bone voie.
> (Rose 12805).

> Sor m'ame, le vous di sans guile,
> Tant sormonte ceste Evangile
> Ceus que li quatre évangélistres
> Jhésu-Christ firent à lor tistres.
> (Rose 12757).

Bei den weltlichen Clerikern fand dieses Buch heftigen Widerspruch (Rose 12725). Jean de Meung spricht sein Verdammungsurteil darüber aus und möchte es am liebsten verbrannt wissen.

> C'est l'Evangile pardurables . . . .
> Bien est digne d'estre buslé. (Rose 12740).

Guillaume de Saint-Amour verfaßte eine Gegenschrift „De periculis novissimorum temporum“. Das Volk, seine Universitätskollegen und wohl alle liberalen Männer standen auf seiner Seite.



Cil de Saint-Amor . . . . .,
Qui disputer soloit et lire,
Et préechier ceste matire
A Paris, avec les devins:
Jà ne m' aïst ne pains ne vins,
S'il n'avoit en sa vérité
L'acort de l' Université
Et du peuple communément,
Qui voient son preschement. (Rose 12 413.)

Der Kampf dauerte sieben Jahre.

Bien avez oï la descorde
(Ne covient pas que la recorde)
Qui a duré tant longuement
(VII ans tos plains entirement)
Entre la gent Saint-Dominique
Et cels qui lisent de logique.
(Ru. I, 87.)

Im Verlauf desselben sprach der Papst Innozenz IV. über beide Bücher den Bann aus. Im Jahre 1256 suchte ein Conzilium von Prälaten in Paris dem Streite ein Ende zu machen. Guillaume war bereit, sich diesem Schiedsgericht zu unterwerfen.

Li prélat sorent cele guerre:
Si commencièrent à requerre
L'université et les frères . . . . .
Qu'il lor lessaient la pais fère . . . . .
Il s'acordèrent à la pès,
sanz commencier guerre jamès:
Ce fu fiancié à tenir
Et seelé por souvenir. (Ru. I, 89.)

Der König, den Guillaume de Saint-Amour aufsuchte, versprach ihm, die Mönche zur Anerkennung des Schiedsgerichtes zu veranlassen und schwor ihnen ewige Feindschaft, wenn sie den Vertrag brechen würden (Ru. I, 90). Aber der Papst erkannte den Spruch des Schiedsgerichtes nicht an, und ohne daß über Guillaume ein Urteil gesprochen worden war, verbannte er ihn aus dem französischen Königreich (Ru. I, 91).

Mit aller ihnen zu Gebote stehenden Beredsamkeit protestierten Rutebeuf und Jean de Meung gegen diese Verbannung. Rutebeuf appellierte an die Prälaten, Fürsten, Könige, ja an Gott selbst und macht sie auf den schweren Eingriff in die königliche Machtsphäre aufmerksam, den der Papst mit dieser Verbannung begangen hat. Er scheut sich selbst nicht, den Papst und den König mit der Gerechtigkeit Gottes zu drohen.



Qui escille homme sanz reson,
Je di que Dieu qui vit et règne
Le doit escillier de son règne.
Qui droit refuse, guerre quiert.
(Ru. I, 85.)

Rutebeuf erhebt diesen Fall zu einer den ganzen Staat angehenden Machtfrage und sucht das rechtswidrige Handeln des Papstes sowie das des Königs nachzuweisen. „Am wenigsten hat der Papst das Recht dazu, den Bürger eines fremden Staates zu verbannen (Ru. I, 86). Wenn der König auf die Bitte des Papstes hin die Verbannung ausgesprochen hat, so handelte er eigenmächtig, denn weder im bürgerlichen noch im kanonischen Recht gibt es eine derartige Bestimmung (Ru. I, 86). Und wenn der König sagt, daß er ihn verbannt habe, so hat er ein großes Unrecht begangen, denn niemand darf gegen sein Recht und ohne Verurteilung verbannt werden (Ru. I, 87). Das Blut Abels schreit zum Himmel."

Guillaume zog sich in seine Vaterstadt Saint Amour in der Franche-Comté zurück, die damals nicht zum Königreich gehörte. Doch bald kam ein neuer Schlag für die Universität. Eine Bulle Alexanders IV. befahl, die Schrift Guillaumes „De periculis" zu verbrennen und gleichzeitig auch „quelques autres libelles fameux", wie es in der Bulle nach Jubinal III, 79 heißt, „en infamie et détraction des frères Prédicateurs et Mineurs (lesquels ont été mis récemment par leurs adversaires en langue vulgaire), ainsi que des rhythmes et des chansons indécentes." Vielleicht wurden von diesem Bannstrahl auch die Gedichte Rutebeufs getroffen; denn er klagt im „Dit d'Ypocrisie", daß die Leute seine Verse nur heimlich oder im Zimmer lesen könnten (v. 53).

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß Guillaume nach dem Tode Alexanders IV. aus der Verbannung zurückkehrte und man ihm in Paris einen glänzenden Empfang bereitete. Von seiner Schrift blieben einige Exemplare vor der Vernichtung bewahrt, so daß das Buch im XVI. und XVII. Jahrhundert noch gedruckt werden konnte, aber bezeichnenderweise wie bei seinem ersten Erscheinen heftig verfolgt und durch ein königliches Edikt eingezogen wurde. —

V. Vom Rittertum.

Im Renart le Nouvel sucht uns der Dichter mit dem Treiben der ritterlichen Gesellschaft am Hofe König Renarts bekannt zu machen. Von frohen, tagelangen Festen wird uns dort



erzählt, Knappen erhalten vor unseren Augen den Ritterschlag, und tapfere Ritter treten kühnen Mutes — denn vom Balkon aus schaut ihnen die Dame ihres Herzens zu — in die Schranken des Tournierplatzes. Dann sind wir wieder mit dem Heer auf dem Marsche, um einer Belagerung beizuwohnen. Mit behaglicher Breite schildert uns der Dichter die Vorbereitungen dazu, die Belagerungsmaschinen, die Not der Belagerten und wie sie sich zu verteidigen suchen, und läßt uns schließlich am Triumphe des Siegers teilnehmen. Doch wäre es ein vergebliches Unterfangen, diese Züge zu einem Bilde vereinigen zu wollen, nachdem wir in Léon Gautiers „La Chevalerie“ bereits ein ausführliches und nach reichem Quellenmaterial bearbeitetes Werk über das Rittertum besitzen. Gautier hat aus Quellen geschöpft, die bis König Philipp August (1180—1223) reichen. Es sei uns daher vergönnt, unsere Dichter über das Rittertum der folgenden Zeit reden zu lassen und ihre der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts angehörenden Ansichten darüber anzuführen.

Das Rittertum hatte auf seinem Höhepunkt gestanden. Zu unserer Zeit befindet es sich bereits auf der Bahn des Verfalls. „Wo sind alle jene Ritter, die die Tugenden eines Roland, eines Olivier oder eines Alexander besaßen?“

L'uns est bleciez, l'autre quassez,
Li autres par sa lécherie
Est entrez en l'enfermerie
Por le cors esbatre et déduire;
Li autre doutent la froidure;
A l'autre trop forment renuit
Ce que il veilla l'autre nuit;
Si doute du cors enmaigrir
Itels genz si font enaigrir
Le chant de Dieu et les chançons;
Il aiment miex les eschançons
Et les kex et les bouteilliers
Que les chanters ne les veilliers.

(Ru. II, 199.)

Die Gelübde, die der Ritter beim Ritterschlag abgab, hatten für viele ihre Kraft verloren und wurden geringer gewertet, wenn nicht selbst unbeachtet gelassen. „Il n'i a mès nul Alixandre“ (Ru. II, 22) klagt der Dichter, — in Alexander sah man im Mittelalter die ritterliche Freigebigkeit verkörpert — die Spielleute finden schlechte Belohnung für ihre Künste, „und es scheint, als ob die Ritter das Geben überhaupt verlernt hätten“. Anstatt dem Bedürftigen zu helfen und ihn zu seinem Recht kommen zu lassen, verwalten die Ritter ihr Richteramt

in Ansehen der Person und des Besitzes: Qui plus vos done si at droit (Ru. II, 140). Um die Kosten für ihre verschwenderische Lebenshaltung aufzubringen, drücken sie die Untertanen mit schweren Lasten (Ru. I, 241). Die Knappen aber nehmen ihren Töchtern die Ehre und tragen so die Schuld, daß, wenn diese keinen Mann finden, sie bald zur großen Masse zählen (Ru. I, 136).

Einen leichten Angriffspunkt für Rutebeuf mußte auch zu jener Zeit, wo sich ein Bürgerstand herauszuheben begann und man den Segen emsigen Schaffens schätzen lernte, das jede ernstere Betätigung verachtende Treiben der Ritter bieten. In der friedensreichen Zeit Ludwigs des Heiligen hatten sie wenig Gelegenheit gehabt, ihren Mut zu erproben. Dem Gelübde, der Kirche zu helfen und gegen die Heiden zu kämpfen, war nur ein geringer Teil der Ritterschaft in den verschiedenen Kreuzzügen nachgekommen. So war ein dem Waffenhandwerk wenig geneigter Geist bei ihnen eingezogen, wozu die weit verbreiteten Ansichten über die Zwecklosigkeit von Unternehmungen gegen die Ungläubigen das Ihrige beigetragen haben mögen (vergl. Kap. III). „Wohl träumt man am Kamin," wie Rutebeuf spottet (Ru. I, 140), „den Kopf vom Weine schwer, von großen Heldentaten, will sich auch gleich am nächsten Tag zur Kreuzfahrt aufmachen und dem Sultan und seinen heidnischen Leuten große Hiebe austeilen. Doch am nächsten Morgen, von gesundem Schlaf erwacht, ändern sie ihr Latein. Sie freuen sich, daß sie noch heil sind und da das Kämpfen kein Spiel ist, gehen sie lieber auf die Jagd, der eine, um eine oder zwei Enten zu erlegen, der andere, um ein armes Häslein hitzig zu erjagen."

Von jenen Rittern aber, die an einem Kreuzzug sich beteiligten, war so mancher, der nicht im Interesse der Kirche und aus reinster innerster Überzeugung heraus, sondern lediglich in der Hoffnung, sich durch Beute im Orient zu bereichern, den Kreuzesfahnen folgte. Daß dieser Umstand zur Teilnahme an einem Kreuzzug für viele Ritter ausschlaggebend war, bezeugen uns Rutebeufs Worte:

[Le comte de Nevers]
Ne fist mie de sa croix pile,
Si com font souvent teil X mile
Qui la prennent par grant saintrize
(Ru. I, 67),

d. h. „qu'il n'a pas pris la croix par amour du pillage, qu'il n'est pas allé à la croisade par amour du gain" (Jubinal I, 68), wonach der Dichter die von der allgemeinen Regel abweichende Triebfeder zur Teilnahme hervorheben zu müssen



glaubt. Machte man doch selbst einem Thibaut, König von Navarra, den Vorwurf, den Kreuzzug von 1238 nur um der Beute willen unternommen zu haben (Ru. III, 178).

Ein hartes Urteil fällt Rutebeuf über die Ritter seiner Zeit.

Diex lor otroit ce qu'il porchacent!
S'auront la corde,
Lor ouvraigne bien s'acorde,
Quar il sont sanz miséricorde
Et sanz pitié,
Sanz charité, sanz amistié. (Ru. I, 241.)

Doch gibt es noch Ritter, die „largèce, honor, chevalerie" (Rose 19 637) pflegen, die aus reiner Begeisterung in den Kampf ziehen, die Ihren in der Schlacht durch ihre eigene Tapferkeit anzufeuern wissen, zu Hause aber „larges et cortois et net et monde" (Ru. I, 47) sind. Für die Armen haben sie eine helfende Hand, ihren Untertanen sind sie gerechte und milde Richter (Ru. I, 61) und der Kirche und ihren Dienern stets freigebige Freunde (Ru. I, 58). —

VI. Von den Spielleuten.

Ribaut, or estes vos à point:
Li aubre despoillent lor branches
Et vos n'aveiz de robe point;
Si en aureiz froit à vos hanches.
Queil vos fussent or li porpoint
Et li seurquot forrei à manches.
Vos aleiz en estai si joint,
Et en yver aleiz si cranche,
Vostre soleir n'ont mestier d'oint,
Vos faites de vos talons planghes.
Les noires mouches vos ont point,
Or vos repoinderont les blanches.
(Ru. II, 6.)

Diese Zeilen Rutebeufs führen uns mitten hinein in das leichte Volk der Spielleute. Sie werden gewöhnlich Menestrels oder Jongleurs genannt, Bezeichnungen, die nach E. Freymond „Jongleurs und Menestrels" zu unserer Zeit nebeneinander gebraucht werden, ohne damit einen Unterschied in Tätigkeit oder Rang andeuten zu wollen. Mehr persönlichen Inhalt haben und auf das Wesen gewisser Spielleute gehen ein Bezeichnungen wie Lecheors und Ribauz, d. h. Schmarotzer und herumlungernde Spitzbuben. In unseren Texten nennen sich die Spiel-

leute selbst am häufigsten menestrels, menestreils (Ru. II, 100), seltener jongleurs, jouglierres (Rose 10134). Wie es der Name jongleurs (= joculatores) andeutet, bestand die Tätigkeit der Spielleute darin, die Leute auf die verschiedenste Art zu unterhalten und zu belustigen.

Mit dem Erwachen des Frühlings, wenn die Kälte weg ist, beginnen sie mit ihrem eigentlichen Wanderleben (Ru. I, 34). Unstät ziehen sie auf den Straßen einher, oft barfuß und wenig bekleidet (Ru. I, 30, ib. 36). Andere wieder, wie Rutebeuf selbst, besitzen ein Pferd. Auf Jahrmärkten vor allem konnten sie einer großen Zuhörerschar sicher sein. Es ist anzunehmen, daß Rutebeufs „Dit de l'herberie" bei solchen Gelegenheiten vorgetragen wurde und dankbare Hörer gefunden hat. Um sich die Zuhörerschaft geneigt zu machen, redet der Jongleur sie mit „seigneurs" an und bittet sie, recht ruhig zu sein (Ru. II, 51). Um die Spannung noch zu erhöhen, fordert er sie auf, die Hüte abzunehmen, und nach mehreren Ermahnungen zur Aufmerksamkeit beginnt er endlich seine Erzählung (Ru. II, 60). Eine andere Gelegenheit, ihre Kunst auszuüben, finden die Menestrels bei den Festen und Familienfeierlichkeiten. Wenn ihnen zu Ohren gekommen ist, daß in einer Familie Hochzeit oder sonst eine Festlichkeit gefeiert wird, zu der sich bessere Leute versammeln, dann eilen sie aus der Umgegend herbei, die einen zu Fuß, die anderen zu Roß, um die Gäste zu unterhalten und zu belustigen.

> Partout est bien choze commune,
> Ce seit chascuns, ce seit chascune,
> Quant I hom fait noces ou feste
> Où il a gens de bone geste,
> Li menestreil, quant il l'entendent,
> Qui autre chose ne demandent,
> Vont là, soit amont, soit aval,
> L'un à pié, l'autres à cheval.
>
> (Ru. II, 100).

Sobald die Gäste sich zerstreut haben, wenden die Jongleurs sich an den jungen Ehemann und bitten ihn um Lohn:

> „Doneiz-nos maîtres ou deniers",
> Font-il, „qu'il est drois et raisons,
> S'ira chascuns en sa maison."
>
> (Ru. II, 101.)

Sie bitten also um sofortige Belohnung oder um einen „maître", d. h. um den Namen einer Person, wohl aus der Zahl der Gäste, an die sie sich zu wenden haben, um dort ihren Lohn zu holen. Nicht immer waren die Jongleurs noch die maîtres mit dieser



Überweisung zufrieden. Rutebeuf erzählt uns in seinem Dit „De Charlot le Juif", wie sein Rivale Charlot zu dem panetier Guillaume kommt, um seinen Lohn in Empfang zu nehmen. Guillaume jedoch, der gerade bei der Jagd ein Pferd verloren hat und dadurch bei schlechter Laune ist, gibt dem Jongleur einen wertlosen Hasenpelz zum Geschenk. Doch nicht ungestraft. Denn versucht jemand einen Menestrel zu betrügen, so ist stets der Betrüger der Betrogene (Ru. II, 98). Auch Charlot rächt sich sofort, indem er den Balg mit Kot füllt und den Guillaume durch eine List veranlaßt, hineinzugreifen.

Ein sorgloseres Leben konnte derjenige Jongleur führen, dem es gelungen war, eine Stelle als Narr zu erlangen. Spottet auch Rutebeuf darüber, daß Charlot sich an die Kinder des Königs heran mache, um dort die Narrenstelle einzunehmen, so ist dieses Streben eines Menestrels bei den damaligen Verhältnissen doch leicht begreiflich (Ru. II, 12).

Zuweilen führten die Menestrels Decknamen. Ob Rutebeuf ein Deckname ist, ist nicht erwiesen, doch sehr wahrscheinlich. Der Zusatz „le Juif" zu Charlots Namen ist sicherlich als Spitzname anzusehen, den ihm Collegen aus irgend einem Grunde beigelegt haben mögen; denn es ist kaum anzunehmen, daß Charlot wirklich ein Jude war.

Das Leben, das die Menestrels führten, war ein höchst lockeres. Hat er etwas verdient und winkt ihm ein Wirtshaus, so widerstrebt er nicht lange, es zu betreten (Ru. I, 34). Ein Glas Wein wird eingegossen. Bald kommen gleichgesinnte Gesellen hinzu, und in kurzer Zeit sind auch die Würfel herbeigeholt (Rose 5776). Man setzt seine wenigen Groschen ein, vergißt, daß man sich davon unbedingt seine im argen liegende Garderobe ergänzen wollte (Ru. I, 34) und wenn die Gesellschaft auseinandergeht, hat mancher Spielmann nicht nur sein Geld verloren, sondern selbst die wenigen Kleidungsstücke zum Pfand hingegeben (Ru. I, 35).

> Tout ont joué, tout ont béu.
> (Ru. I, 35.)

Aufs notdürftigste gekleidet, steht er wieder draußen auf der Landstraße

> et avril entre
> Et il n'ont riens defors le ventre.
> (Ru. I, 35.)

Gleich einer pestartigen Krankheit hatte die Spielleidenschaft das fahrende Volk ergriffen. Wenn sie nur irgend etwas zu setzen vermögen, greifen sie zu den Würfeln. Im Spiel suchen sie ihre Freude.



Ez vous la joie:
N'i a si un qui ne s'esjoie. (Ru. I, 35.)

Selbst aufgeklärte Spielleute, wie ein Rutebeuf, können sich nicht ihrem Bann entziehen. Er weiß es, daß er durch die Würfel sich immer tiefer in Schulden stürzt, aber wie durch einen Zauber gebannt, fühlt er sich immer wieder zum Spiel hingezogen; er spielt von neuem und verliert. Selbst königliche Spielverbote, wie das König Ludwigs IX. aus dem Jahre 1254 (vergl. Lacroix p. 256), vermochten diesem Unheil, das allmählich alle Schichten ergriffen hatte, wenig zu steuern. Daß bei dieser Leidenschaft das Falschspielen auf der Tagesordnung stand, nimmt nicht Wunder. Bezeichnend ist es, daß Rutebeuf in „De Brichemer" an Brichemer lobend hervorhebt, daß er beim Spiel nicht betrüge.

Über die Wertschätzung, die die Spielleute von ihren Mitmenschen in damaliger Zeit genossen, erfahren wir wenig von unseren Quellen. Eine alte Gegnerschaft war die Geistlichkeit. Die Menestrels ließen denn auch kaum eine Gelegenheit vorbeigehen, bei der sie nicht an den Leuten der Kirche ihren beißenden Spott ausübten. Hervorzuheben ist jedoch, daß Glaube und Dogma von den Spielleuten nie angegriffen wurde; stets sind es nur ihre Diener, die ihre scharfe Kritik herausfordern. Ohne Zweifel war das Ansehen der Menestrels in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts im Sinken begriffen. Das Zurücktreten des Ritterstandes hatte den Niedergang der einst hoch geachteten und reich beschenkten Menestrels im Gefolge. Die Klagen der Jongleurs, daß die Menschen das Geben verlernt hätten und daß Geiz an die Stelle getreten sei, mehren sich.

Menesterez sont esperdu;
Chascuns a son donet perdu.
(Ru. I, 2.)

Betrachten wir im folgenden die Musikinstrumente, die von den Menestrels gespielt wurden. Erwähnt sei zunächst als meist genanntes Instrument die Vielle, Viele, eine größere Geige. Andere Saiteninstrumente sind die Harfe (harpe, C. R. 2727), die Gigue, eine dreisaitige Geige (Rose 22018), die Guiterne (Rose 22019), die Citole (Rose 19319), wohl wesensgleich mit dem vorher genannten Instrument, die einmal erwähnte Laute (léus, Rose 22019) und das Psalterion (psalterion N. 1192), nach Weinhold I, 156 eine mit Resonanzboden versehene zehnsaitige, beim Spielen horizontal gehaltene Harfe. Die Rubèbe (Rose 22018) ist nach Schultz I, 555 eine Art Fiedel mit zwei Saiten, die wie manches andere Saiteninstrument von den



Arabern erfunden worden war. Die Frestel (Rose 21595) war eine kleine Flöte mit drei Löchern, die Flahuste (N. 1069) nach Schultz I, 557 eine Flöte mit acht Löchern. Interessant ist die Rose 8498 angeführte Redensart fléuter par les rues = nfrz. trompetter par les rues, ausposaunen. Öfters erwähnt wird die Schalmei (calimiel, R. N. 1069; chalemiel), einmal der Dudelsack (chievrete, Rose 22035). Im Rosenroman (4509) trägt der Wächter auf dem Walle der Burg seine sinnigen Weisen vor „as estives de Cornvaille", und ein Liebhaber „se travaille as estives de Cornvaille" (Rose 22040), plagt sich mit einem Dudelsack aus Cornwall ab. Ein häufig angeführtes Instrument ist die Trommel (tabour, N. 1068); unter Timbre versteht man eine Handtrommel (N. 2440). Die Trompete in ihren verschiedenen Arten (trompe araine, N. 1096, cor N. 478, graille N. 568, buisine N. 568) wird in unseren Texten vorzugsweise als Instrument benutzt, dessen Gebrauchsweise an die der heutigen Fanfaren erinnert. Zur Vermehrung des Lärmes gebrauchte man im Mittelalter schon Metallbecken, cimbales genannt (Rose 22030). Der Rosenroman erwähnt einmal eine kleine Orgel, die man in einer Hand tragen kann und zur musikalischen Begleitung verwendet wird.

Orgues i r'a bien maniables,
A une sole main portables,
Où il-méisme soufle et touche,
Et chante avec à plaine bouche
Motés, ou treble ou tenéure.

(Rose 22024.)

Eigentümlich mutet es uns an, wenn in demselben Roman Schlaguhren als Musikinstrumente verwendet werden.

Et refait soner ses orloges
Par ses sales et par ses loges,
A roes trop sotivement.
De pardurable movement.

(Rose 22 020.)

Aus der Menge der Spielleute jener Zeit ist der Pariser Menestrel Rutebeuf (ca. 1250—85) hervorzuheben. Er verkörpert gewissermaßen in seiner Person den Typus des Menestrels aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts in reinster Form. Mit den Spielleuten seiner Zeit sich eins fühlend (Ru. I, 33), steht er doch in erfreulicher Höhe über dem Durchschnittsniveau seiner Klasse. Darauf angewiesen, von der Dichtkunst zu leben, weil er sonst nichts gelernt hat (Ru. I, 9; II, 205), versucht er sich fast in allen Dichtungsarten, teils aus innerem Drange, teils auch um des materiellen Vorteils willen.

Obgleich er stets in Geldnot schwebt, macht er sich lustig über sich selbst, über seine Familie, über die ganze Welt. Mit offenem Blick erkennt er die Schäden seiner Zeit und greift daher, im Innern selbst tief religiös, die Geistlichkeit erbittert an, verteidigt die berechtigten Forderungen der Pariser Universität und macht mit kraftvollen Worten Stimmung für die Kreuzzüge. Furchtlos wie er ist, macht seine Satire selbst vor hochgestellten Personen, vor König und Papst nicht Halt. Als echter Menestrel sucht er auch dem Volke zu gefallen.

J'ai fait rimes, et s'ai chanté
So les uns por aus autres plère.
(Ru. I, 40.)

Er wird vom König und von Hochgestellten geschätzt und weithin geachtet. Wie seine Gesellen treibt auch er sich überall herum:

J'ai toz jors engressié ma pance
D'autrui chatel, d'autrui substance,
(Ru. I, 39)

und ist ebenfalls dem Spielteufel verfallen, so daß er und seine Familie durch das Spiel oft in die größte Not geraten.

Li dé qui li détier on fet
M'ont de ma robe tout desfet;
Li dé m'ocient,
Li dé m'aguetent et espient,
Li dé m'assaillent et deffient.
(Ru. I, 29.)

Rutebeuf gehört mit zu den letzten kraftvollen Vertretern der Spielleute. Vom Anfang des XIV. Jahrhunderts lichten sich schnell ihre Reihen, so daß wir ein halbes Jahrhundert später nur noch wenige Fahrende finden. —

VII. Von Bauern und Bürgern.

Nachdem wir uns in den vorhergehenden Kapiteln mit den beiden herrschenden Klassen im Mittelalter, mit dem Klerus und dem Adel beschäftigt haben, wenden wir uns im folgenden zu dem dritten Stand, zum Bürgertum. Vorher mögen jedoch erst die wenigen Züge über den Bauer angeführt werden.

Im Gegensatz zu den Fabliaux wird in unseren Dichtungen der Bauer selten erwähnt. Einem Guillaume de Lorris und Jehan de Meung lag eine Einführung dieser Person in ihr auf die bessere Gesellschaft und ihre Ansichten basierendes Werk

fern. In den Renartbranchen ist der „vilain“ der einfältige, ganz ungebildete Bauer, der mit Leichtigkeit betrogen wird. Bei Rutebeuf erhalten wir in seinen wenigen Bemerkungen dasselbe Bild von ihm. Der Bauer liebt weder Cleriker noch Priester, und der Dichter glaubt daher nicht, daß Gott ihn ins Paradies aufnehmen wird. Aber auch die Hölle ist ihm verschlossen; wegen seines ungebührlichen Benehmens mag ihn selbst der Teufel nicht bei sich haben (vergl. Ru. „Li Diz dou Pet au Vilain“). Von der großen Geringschätzung, die man für den Bauer hatte, zeugen auch die Verse im C. R. 3282, die Méon für ein Sprichwort hält:

Il est voirs que mius moult vaut
Uns mors cortois c'uns vilains vis.

Ein besseres Bild erhalten wir von dem Bürger jener Zeit. Die im allgemeinen friedvolle Regierung Ludwigs des Heiligen war dem aufstrebenden Bürgertum günstig gewesen. Ein munterer kaufmännischer Geist, der alle seine Glieder belebt, tritt uns in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts als neuer charakteristischer Zug des dritten Standes entgegen.

Allerlei Früchte, wie Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kastanien, Feigen, Nüsse, Kirschen werden auf den Straßen verkauft (Rose 8963). Diensteifrige Leute laufen in den verkehrsreichen Straßen umher, um gegen Entgelt kleine Dienste zu verrichten. Oftmals entspricht jedoch ihre Forderung keineswegs der geleisteten Arbeit; „sie wollen gut bezahlt sein und wenig dafür tun“ (Ru. II, 22). Ruhelos lebt der Kaufmann. Er möchte immer mehr besitzen und er wird nie genug zusammengetragen haben, weil er beständig in der Furcht lebt, das Erworbene zu verlieren (Rose 5793). Um ihren Kundenkreis zu erhalten, geben manche Kaufleute ihren Käufern, wenn diese nicht gleich bezahlen können, die Ware auf Kredit und stellen einen Schuldschein aus (Ru. I, 142). Andere wieder lassen sich als Pfand für gelieferte Ware Kleidungsstücke geben (Rose 14 705). Wenn unsere Dichter so häufig gegen die Wucherer (usuriers) ihre Stimme erheben, so muß man bedenken, daß im Mittelalter das Nehmen von Zinsen (lat. usurae) überhaupt als Wucher bezeichnet wurde. Das Darlehen erschien dem Gläubigen als ein Werk der Barmherzigkeit und der Liebe (Rose 5864), und Zinsen zu nehmen war von der Kirche für Kleriker und Laien als verdammenswert erklärt worden. Selbst noch auf dem Konzil zu Vienne 1311 wurde der Wucherer mit dem Ausschluß vom Abendmahl, Aberkennung des Rechtes ein Testament zu machen, und Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses bedroht. Das kanonische Recht fand bald in der weltlichen Gesetzgebung Unterstützung. Alle diese schweren

Drohungen hinderten jedoch nicht, daß es doch Leute gab, die Zinsen nahmen und die Notlage ihrer Mitmenschen benutzend selbst ihren Gewinn gleich von der zu leihenden Summe abzogen.

In wenig gutem Lichte tritt uns der „Bailli" entgegen. Er ist nach Glasson V p. 478 der unmittelbare Vertreter des Lehnsherrn. Als solcher sucht er aus seiner ihm unterstehenden Herrschaft (baillie Ru. II, 21) möglichst viel Gewinn für seinen Herrn und für sich selbst zu ziehen. Um die „Wege des Rechts" kümmern sie sich wenig.

> N'i gardent voie ne sentier
> Par où onques passast droiture.
> De cele voie n'ont-il cure;
> Aincois peussent à porchacier
> L'esploit au Seignor et traitier
> Le lor profit de l'autre part:
> Ainsi droiture se départ. (Ru. II, 21.)

Als richterlichen Vertreter des Lehnsherrn lernen wir den Profoß (provost) kennen. Er hat für einen gewissen Bezirk die Gerichtsbarkeit gepachtet (provosté Ru. II, 20), und sucht, wie Rutebeuf sich ausdrückt, „diejenigen, die unter seiner richterlichen Gewalt stehen, von allen Seiten zu rupfen" (Ru. II, 20). Als Grund für dieses unlautere Verfahren führen sie die hohe Pacht an und daß, um auf ihre Rechnung zu kommen, sie darauf angewiesen wären, überall zu nehmen (Ru. II, 20). Im Rosenroman 6295 werden Baillif und Prévost als rechtssprechende Personen angeführt.

In gleichem Atem mit Bailli und Provost wird der „majeur" (Ru. II, 20), „maiour" (Rose 12466) und der „bediaus" (ib.) genannt. Sie sind nach Rutebeuf wegen ihrer Begehrlichkeit die schlimmsten von den Laien (Ru. II, 20), und Jehan wirft ihnen vor, „daß sie alle beinahe vom Raub leben" (Rose 12467).

Die Advokaten jener Zeit sind Kleriker, die das Recht gelernt haben und „ihre Redefertigkeit verkaufen wollen". Allerlei Gezänk und listige Pläne haben sie im Kopf. Sie verstehen es ausgezeichnet, die Rechtsfragen zu verdrehen und wenn es sich um gute Bezahlung handelt, das Recht zu biegen und zu mißbrauchen.

> [Il] penssent baras et cauteles,
> Et metent ce devant derrière.
> Ce que ert avant va arrière,
> Car quant dant Denier vient en place
> Droiture faut, droiture efface.
> (Ru. II, 19.)



„Ja, die Sucht nach Besitz läßt sogar manchen Advokaten lügen, „das Recht umdrehen und das Unrecht billigen".

Convoitise, qui fait maint avocas mentir
Et le droit bestorner et le tort consentir.
(Ru. II, 43).

Von den Richtern (juges) wird nicht viel besseres gesagt. Sie sind von der Obrigkeit eingesetzt, um dem Bedrängten Schutz und dem Übeltäter ein strenger aber gerechter Richter zu sein (Rose 6188). Sie sollen dafür sorgen, daß der Frieden bewahrt bleibt, die Bösen bestraft und die Verbrecher gehängt werden, doch stets eingedenk ihres Schwures, gerecht zu sein (Rose 6403). Doch häufig verkaufen sie das Recht. Die Armen haben gewöhnlich Unrecht. Und so mancher Richter, der einen Schurken hängen läßt, müßte selbst an den Galgen kommen, wenn über seine Räubereien und seine mit vollem Wissen begangenen Ungerechtigkeiten das Urteil gesprochen würde (Rose 6314).

Man unterschied zwischen weltlichen und geistlichen Gerichtshöfen. In den weltlichen Gerichtshöfen besaß der Lehnsherr die oberste richterliche Gewalt. Wie wir oben gesehen haben, übten der Profoß und der Bailli oft die richterlichen Befugnisse als Vertreter des Lehnsherrn aus. Als König Nobles in feierlicher Prozession von der Messe kommt, wird das königliche Schwert entblößt vor ihm hergetragen als Zeichen, daß er „ein gerechter Richter, der Rächer alles Bösen und das Schwert der heiligen Kirche ist" (N. 3033).

Als Leiter einer geistlichen Gerichtsversammlung wird im „Testament de l'Ane" ein Bischof genannt. Als Beisitzer fungieren einige Priester. Dem Bischof stand das Recht zu, den Geistlichen wegen eines Vergehens zu einer Geldstrafe oder selbst zu einer Gefängnishaft zu verurteilen (Ru. II, 84). Diese Geldstrafen bildeten einen beträchtlichen Teil des Einkommens jener Personen, die das Privileg besaßen, die Gerichtsbarkeit auszuüben. Der Bischof, der im „Testament de l'Ane" zu Gericht sitzt, ist überschuldet, und er ergreift daher mit Freuden die Gelegenheit, über den reichen Priester eine Geldstrafe zu verhängen und dadurch seine eigenen Finanzen aufzubessern.

Zuweilen entspann sich ein Streit über die Machtbefugnisse der einzelnen Gerichtshöfe (vergl. p. 41).

Ein uns eigentümlich anmutender Rechtsspruch begegnet uns im Roman de la Rose (8117). Wenn ein Dieb auf frischer Tat ertappt wird, wie er Geld oder Wäsche von der Stange oder Getreide aus dem Speicher gestohlen hat, so kann er



gegen Ablieferung des vierfachen Betrages von dem gestohlenen Gut freigelassen werden. Als Strafe wird die Hinrichtung durch den Strang genannt (N. 3017).

Als weiteren Vertreter des Bürgertums lernen wir den Arzt kennen. Die damalige Heilkunde holte ihre Kenntnisse aus der Überlieferung der Alten. Als berühmte Mediziner führt Jean de Meung an: Hipocras, Galien, Rasis, einen arabischen Mediziner aus dem IX. oder X. Jahrhundert, den Griechen Constantin und Avicenne, einen arabischen Mediziner und Philosophen des XI. Jahrhunderts (Rose 16 895). Daneben galt Aristoteles als Autorität auf diesem Gebiet (N. 4808). Die Heilkunst hielt man verwandt mit der Astronomie und mit der dunklen Kunst der Nigromanzie und der Magie. Im Renart le Nouvel stellt sich Renart mit folgenden Worten als Arzt vor:

> Je sui sire, uns fisissiens,
> De mainte science sciiens,
> De fisique et d'astronomie,
> Et d'ingremance et de surgie,
> De natures et d'augorisme.*) (4789.)

Zur Bildung einer Frau der höheren Stände gehörte es, einige Kenntnisse in der Heilkunst zu besitzen. So wird uns die heilige Elisabeth als gute Ärztin gerühmt, die die Kranken badete, zu Bett brachte und ernährte und nicht wie manche andere Ärztin (mirgesse) das Geld nahm und dann den Kranken sich selbst überließ (Ru. II, 340).

Als Heilmittel werden Kräuter, Wurzeln und Steine genannt. Von der Ansicht ausgehend, daß Krankheiten von bösen Geistern dem Menschen zugefügt würden, suchte man durch wunderkräftige Steine oder durch Gebete Hilfe zu verschaffen. Im Renart le Nouvel zählt ein Arzt seine Heilmittel auf:

> s'ai
> Sour moi ierbes, pieres, racines
> De moult diverses médecines.
> (N. 4796.)

Außerdem hat er noch Sachen bei sich, mit denen er Dinge erraten und in die Zukunft sehen kann (N. 4804).

Man verstand es auch, aus Kräutern mehr oder minder stark wirkende Schlafmittel herzustellen (Rose 15 288).

Um die Diagnose einer Krankheit zu stellen, nahm man den Urin zur Hilfe (Ru. II, 201).

Es ist nicht zu verwundern, daß bei einer so unsicheren Grundlage der Heilkunst sich allerlei unfähige Elemente damit

*) l'art de calculer, la sience des nombres (Méon).



abgaben, aus den Krankheiten ihrer Mitmenschen Kapital zu schlagen, indem sie ihnen allerhand Quacksalbereien zur Linderung anboten. Kräuterverkäufer ziehen im Lande umher, schlagen vor den Klöstern ihren Tisch auf und breiten allerlei Kisten und Schachteln darauf aus (Ru. II, 58). Eine treffliche Beschreibung von dem marktschreierischen Treiben dieser Scharlatane gibt uns Rutebeuf in seinem „Diz de l'herberie". Der Händler gibt sich zur Erhöhung seiner Glaubwürdigkeit als Arzt aus und erzählt dem staunenden Volk von seinen großen Reisen und von der Wunderkraft seiner Heilmittel. Es gibt keine Krankheit, die er nicht heilen könnte. Seine eigenen Eltern hat er durch sein bestes Kraut vom Tode gerettet. Doch muß man vorsichtig mit der Quantität seiner Kräuter umgehen. „Es gibt keinen Ochsen noch Hengst in diesem Lande, der so stark wäre, daß er ein Pfund von meinen Kräutern zu sich nehmen könnte, ohne nicht sofort zu sterben. Denn so stark und bitter sind die Kräuter."

Ein Mittel, das man häufig gegen allerlei Krankheiten anwandte, war eine Schwitzkur. Um mit dem Geliebten zusammenzukommen, heuchelt im Rosenroman (15 303) eine verheiratete Frau Fieber, Gicht oder ein Geschwür zu haben und hält eine Schwitzkur als bestes Mittel zur Heilung der Krankheit. Der Gatte läßt sie nichts ahnend das Bad aufsuchen. Dort trifft die Frau ihren Liebhaber und beide baden dann zusammen. An einer anderen Stelle desselben Romans wird uns erzählt, wie Damen und Herren zusammen in der Wanne ein Bad nehmen. Auf den Köpfen tragen sie Kränze von Blumen (Rose 10 843). Da die Badestuben (estuves Rose 15 306) öfters von leichtsinnigen Frauen zum Ort gemeinsamer Freuden mit ihren Buhlen benutzt wurden, kamen sie bald unter strenge Kontrolle. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß das Baden im Mittelalter als Luxus angesehen wurde. Den Mönchen war es untersagt, zu baden: Den Körper zu waschen und zu baden wird als ebenso verächtlich angesehen als ihn gut ernähren (Ru. II, 142). —

VIII. Von der Frau.

Haben wir im vorhergehenden einige Vertreter des Bürgertums kennen gelernt, so soll uns dieses Kapitel mit ihrer häuslichen Gefährtin beschäftigen. Die Tage waren vorüber, in denen von den Minnesängern mit hohen Worten der Frauendienst gepriesen wurde, und gewissermaßen als Reaktion auf diesen Kult der Frau folgte unsere Zeit mit ihrer nüchternen und oft ungerechten Auffassung vom Weibe. Die geringe Achtung vor



der Frau zu unserer Periode gibt ein gutes Spiegelbild von jener auf das Reale gerichteten Welt ab, die im XIII. Jahrhundert bei dem aufstrebenden Bürgertum in Frankreich Platz ergriffen hatte.

Die Ansicht der Kirche über das Weib beeinflußte dabei das natürliche Empfinden der Zeit. Sie warf der Frau immer wieder das Vergehen der Eva vor, das für die Menschen so schwere Folgen nach sich zog. Die Frau war somit schlechthin die Ursache für alle jene Übel und Leiden in dieser Welt und für alle Qualen im zukünftigen Leben. (Ru. I, 216).

Die Frau ist voller List; es ist schwerer sie als den Teufel zu betrügen.

> Qui fame voudroit decevoir,
> Je li faz bien apercevoir
> Qu'avant decevroit l'anemi,
> Le déable, à champ arami.
>
> (Ru. II, 105.)

Jedes Mittel, den Mann zu betrügen, ist ihr willkommen (Rose 14530). Will der Gatte mit seinem Weibe in Frieden leben, so kann er dies nur dadurch erreichen, daß er sich nicht um ihr Treiben kümmert (Ru. II, 112). „Gewissenlos handelt sie im Lieben und Hassen und achtet nicht auf Ehre noch Schande, wenn sie ein Ziel verfolgt" (Rose 10163). Wie die Eva der Bibel, sucht die Frau die Männer zu verführen und ihre Seelen zu verderben (Ru. II, 268). Lüstern gibt sie sich leicht dem Manne hin, sodaß Jehan de Meung zu dem harten Urteil gelangt:

> Toutes estes, serés, on futes,
> De fait ou de volonté putes;
> Et qui bien vous encercheroit,
> Toutes putes vous trouveroit. (Rose 9903.)

Durch Gaben, schon durch wenige Denare, läßt sich die Frau betören (Rose 9048). Geistige Fähigkeiten des Mannes vermag sie wenig zu schätzen, eine gefüllte Börse dagegen macht den Mann leicht liebenswert (Rose 9088). Darum soll ein Liebhaber bei Frauen nicht mit Geschenken kargen (Rose 2225).

> „Vous qui femes avés
> Gardés trop ne vous i fiés!"

ruft der Verfasser des Renart le Nouvel seinen Lesern zu. Die Zahl jener Ehemänner, die zum heiligen Arnold, dem Schutzpatron der in der Ehe Betrogenen beten, wird immer größer („Ernol, le seigneur des cous", Rose 9878).



„Drum prüfe, wer sich ewig bindet.“ „Die Ehe ist ein lästiges Band, und es gibt keinen, der geheiratet hat und es nicht schon bereut hätte“ (Rose 9582, ib. 9434). Vor der Heirat ist die Frau voller Liebenswürdigkeiten. Kaum ist sie aber vermählt, so läßt sie die Maske der Verstellung fallen und ihr wahres Wesen sehen. Voller Bosheit tritt sie jetzt dem Gatten gegenüber (Rose 9423). Die schönen Kleider und Bänder, die er ihr geschenkt hat, zieht sie für ihre Liebhaber an, für ihn selbst sich zu putzen, hält sie jedoch nicht für nötig (Rose 9608).

„Wenn man auf den Pfaden der Liebe wandeln will, so ist es besser, seine Neigung weltlichen Frauen als Nonnen zu schenken. Denn man veranlaßt damit weniger Tadel, und dann sind die weltlichen Frauen den Männern auch willfahrender. Die Nonnen verursachen überdies noch größere Ausgaben“ (Rose 15 366).

Wie dachte man sich das Wesen der Liebe? Jean de Meung möge uns Antwort geben:

Amors, se bien suis apensée,
C'est maladie de pensée
Entre deus personnes annexes
Franches entr'eus, de divers sexes,
Venans as gens par ador née
De vision désordeneé,
Por eus acoler et baisier,
Et por eus charnelement aisier.
Amors autre chose n'atant,
Ains s'art et se délite en tant.
(Rose 4993.)

Doch ohne Liebe ist kein Mensch vollkommen.

Sans amor n'est homme parfait,
Ne par parole ne par fait.
C'est la fin, c'est la somme,
Amors fait tout le parfait homme.
(Rose 5070.)

Auch schon in damaliger Zeit hatten sich die Ehemänner über die kostspieligen Kleider ihrer Frauen zu beklagen (Rose 9594). Denn die Frauen wissen wohl

biaus garnemens font beles
Les dames et les damoiseles (Rose 9642),

und so möchte jede in ihrer Eitelkeit ihre Reize noch durch kostbare Kleider und Bänder erhöhen. „Weltliche Frauen und Nonnen, alte und junge, mögen sie sonst auch noch so guten



Charakter haben, freuen sich, wenn man ihre Schönheit bewundert" (Rose 10692).

In dem Bemühen, ihre Mängel zu verbergen und sich möglichst schön zu putzen, greift die Frau oft zu unerlaubten Mitteln, zu falschen Haaren und zur Schminke (Rose 9776). Wie der Mönch von Montaudon ist auch Jehan de Meung der Ansicht, daß die Frau sich gegen Gott versündige, wenn sie schöner scheinen wolle als der Herr sie geschaffen habe.

Moult font fames à Dieu grant honte,
Comme foles et desvoiées,
Quant ne se tienent à poiées
De la biauté que Diex lor done.

(Rose 9791.)

Zu allen diesen Eigenschaften gesellt sich bei der Frau noch der Geiz hinzu. Eine Frau, die freigebig ist, handelt schlechthin gegen die weibliche Natur (Rose 15378). Dagegen möchte sie immer mehr besitzen und gierig Güter zusammenraffen (Rose 9032). Im Urteilen ist sie schwach. Ein Geheimnis kann man ihr nicht anvertrauen. Denn wenn sie es erst kennt, dann wissen es bald auch mehrere. Gerne fängt sie Streit um Kleinigkeiten an und sie ist schwer zur Ruhe zu bringen (Ru. I, 218). Hartnäckig verharrt sie bei ihrem Willen. Selbst durch Schlagen und Mißhandeln ist sie nicht von ihrer Gewohnheit abzubringen (Rose 1909). Kurzum, die Frau ist voller Laster und zu allen Schandtaten bereit.

Briefment, en fame a tant de vice,
Que nus ne puet ses meurs pervers
Conter par rimes ne par vers.

(Rose 17271.)

Car à faire grans déablies
Sunt toutes fames trop hardies.

(Rose 20996.)

Angenehm berührt es, wenn auch einmal das Lob einer Frau gesungen wird. So tritt uns in Rutebeufs „La famme au chevalier" die Frau des Ritters als eine edle Dame entgegen, die ohne Stolz und ohne Neid, einfach, mildtätig, ehrenhaft und klug war. Sie liebte Gott und dessen Mutter. Gegen die Armen war sie gütig und bereitete ihnen oft nachts ein Lager, auf dem selbst ein König mit Wohlgefallen hätte schlafen können (Ru. II, 116).

Es würde sehr gewagt sein, wollten wir auf die Äußerungen unserer Dichter hin über die Frau jener Zeit den Stab brechen. Die satirische Neigung der Dichter jener Zeit mag



manches übertrieben haben. Oft wird auch die gedrückte Stellung der Frau dieselbe veranlaßt haben, sich dagegen zu wehren und dabei zu wenig ehrenhaften Mitteln zu greifen. Bei der allgemeinen Ansicht von der Frau als eines begehrlichen und voller Fehler steckenden Geschöpfes glaubte man, ihr auch wenig Recht einräumen zu dürfen. Sie stand weit unter dem Manne; sie war das retardierende Moment auf seinem Wege zum Guten, dessen Einfluß man sich möglichst entziehen sollte. Diese Ansicht, in der Frau ein negierendes Wesen zu erblicken, hatte tiefe Wurzeln geschlagen, und als nach ungefähr hundert Jahren Christine von Pisa, die „erste Frauenrechtlerin", wie Gröber sie nennt, es in ihrer „Epistre au dieu d'amours" wagte, Jean de Meung anzugreifen und die von ihm geschmähte Frau in Schutz zu nehmen, da stand noch mancher Schriftsteller auf, der für den Verfasser des Rosenromans eintrat.

Von den Dienstboten werden in unseren Texten nur die Kammerfrau und die Amme erwähnt. Die Kammerfrau (chambrière Rose 15172) ist die Vertraute ihrer Herrin. Sie weiß von ihren Liebeswegen, unterstützt sie dabei und verteidigt sie gegen ihren Gatten, wenn dieser Verdacht schöpft (Rose 15313).

Die Amme (norrice Ru. I, 15) hat im Mittelalter eine größere Rolle gespielt als man vielleicht annehmen möchte. Sowohl im Rosenroman wie im Renart le Nouvel wird sie häufig erwähnt und als ein Muster von Dummheit und ungeschliffenem Wesen hingestellt (Rose 14384; N. 5172). Selbst Rutebeuf, der gegen materielle Sorgen schwer zu kämpfen hatte, hielt sich für seine Kinder eine Amme (Ru. I, 15). Man scheint oft mit ihnen wenig zufrieden gewesen zu sein. Der Dichter des Renart le Nouvel ruft seinen Lesern die Warnung zu, vorsichtig in der Wahl der Amme zu sein.

> Ki enfant a moult bien se gart
> A quel nourice il met l'enfant,
> Se li nourice a de soignant
> Enfant, u s'ele en est estraite,
> Et de bones meurs s'ele est gaite,
> Et s'ele est à preudome fille.
>
> (N. 5234.)

Viele Ammen sind unfähig, die Kleinen zu stillen und veranlassen durch ungenügende Ernährung deren frühzeitigen Tod (N. 5185). Es ist überhaupt nicht ratsam, seine Kinder ihnen anzuvertrauen; denn durch die Milch werden auch die Sitten der Ammen auf das Kind übertragen.

Et de tout çou ne doutés jà,
De teus meurs que la nourice a,
De qui lait l'enfés est nouris,
Ara en lui, j'en sui tous fis.

(N. 5181.)

Manche geben ihnen Milch von einem Mutterschwein zu trinken und veranlassen dadurch, daß die Eigenschaften des Schweines auf das Kind übergehen (N. 5205).

Am besten ist es, wenn die Mutter ihr Kind selbst stillt. Dann wird es gesund aussehen und in kurzer Zeit groß und kräftig sein (N. 5213).

Suchen wir die mittelalterliche Frau in ihrer Häuslichkeit auf, so werden wir sie oft am Spinnrad sitzend antreffen. Sie verarbeitet den Flachs, um aus dem gesponnenen Faden die unentbehrliche Leinwand zu gewinnen. Diese echte Frauenarbeit wurde selbst von hochgestellten Frauen ausgeübt. In Rutebeufs „La Dame qui fist trois tours . . . .“ gibt die Frau des Ritters vor, die ein Stelldichein mit einem Priester verabredet hat, zur Nachbarin zu gehen, um dort zu spinnen. Auch die heilige Elisabeth war eine fleißige Spinnerin. Die gewonnene Leinwand verkaufte sie und gab den Erlös den Armen (Ru. II, 339). Doch war es in jener Zeit immerhin etwas ungewöhnliches, daß eine königliche Prinzessin sich mit Spinnen beschäftigte (Ru. II, 371).

Liebte man es auch immer wieder bei der Frau die weniger guten Eigenschaften hervorzuheben, die guten aber fast unbeachtet zu lassen, so gehen die Dichter doch nicht stumm an den weiblichen Reizen vorüber, sondern wo sich Gelegenheit bietet, preisen sie die Schönheit der Frau in vielen Worten und Vergleichen. Als ein vollkommen schönes Weib, als das Ideal stellen sie sich eine schöngebaute Frau vor, die ein wenig voll und doch dabei zierlich und zart sein soll (grassete et gresle, gente et jointe; Rose 1020). Das Haar muß bei einer Schönen unbedingt goldblond und lang sein, die Haut weiß wie eine Lilie und zarter wie die eines Küchleins. Der mittelalterliche Mensch erfreute sich an der faltenlosen und leuchtend weißen Stirn der Frau, an den kühn gewölbten Augenbogen, die im Gegensatz zum blonden Haupthaar mit braunen Augenbrauen besetzt sind und nicht zu eng aneinanderstehen. Große lachende Augen, die mehr glänzen und spielen als die eines Falken (yez plus vairs c'uns faucons) haben schon manche tiefe Liebesleidenschaft wachgerufen. An dem Ideal der schönen Frau wünscht man noch zu sehen eine schön geformte Nase, lang und schmal, einen kleinen Mund mit roten vollen Lippen, unter denen beim Lachen kleine, blendend weiße Zähne

hervorleuchten, sanften Atem, im Kinn ein Grübchen und weiße, sanft gerötete Wangen. Der Nacken soll von schönem Ebenmaß sein, kräftig und frei von Pusteln, der Hals schlank und weich und die Kehle weiß wie frischgefallener Schnee. Sanftes und gefälliges Wesen macht bei all diesen Schönheiten das Weib nur noch liebenswürdiger.

Es sei uns erlaubt, gleich an dieser Stelle ergänzungsweise auch das Ideal der männlichen Schönheit anzuführen. Im Rosenroman v. 805 ff. beschreibt uns der Dichter „Deduit“ als einen jungen Mann, der schön, groß an Gestalt und gut gewachsen ist. Blondgelockte Haare schmücken den Kopf, die Augen sind glänzend, die Nase ist kühn geschwungen (le nez fait par grant entente), der Mund edel geformt und das Gesicht wie ein Apfel rot und weiß. Ein weicher Flaum ziert seine Lippen. Breite Schultern und schlanke Hüften zeichnen den gutgebauten Jüngling aus. Gewandt und leicht weiß er sich zu bewegen und sich dadurch die Zuneigung der Damen zu gewinnen.

Für das Benehmen gab es streng geregelte Gesetze. Es mögen zuweilen die einfachsten Anstandspflichten verletzt worden sein, da die Dichter auch diese immer wieder dem Zeitgenossen einprägen zu müssen glaubten. Dulde keinen Schmutz an dir. Wasche dir die Hände, reinige die Zähne und putze auch die Nägel. Kämme dein Haar ordentlich und nähe die Ärmel an (hierzu vergl. pag. 65). Aber hüte dich davor, dich schöner machen zu wollen als Gott dich geschaffen hat, und gebrauche keine Schminke. Denn nur übelbeleumdete Menschen suchen durch solche Mittel sich die Liebe anderer zu gewinnen (Rose 2175). Recht beherzenswert sind auch folgende Lehren:

> Mène-toi bel solonc ta rente,
> De robes et de chaucemente:
> Bele robe et biau garnement
> Amendent les gens durement. (Rose 2151.)

Leutseliges Wesen gegen seine Mitmenschen wird anempfohlen. Grüße zuvorkommend auf der Straße, und wenn du zuerst gegrüßt wirst, so gehe nicht stumm vorüber, sondern erwidere höflich den Gruß. Ist man in Gesellschaft, so geziemt es sich, beim Lachen sich nicht zu laut zu benehmen. Der Mund soll nicht aufgesperrt werden; gebildete Leute blasen auch nicht die Backen auf, wenn sie lachen, sondern schließen den Mund so, daß auf beiden Seiten Grübchen entstehen (Rose 14292). Pünktlichkeit ziert eine Dame sehr.
Die Warnung:



garde que tu ne dies
Ces orz moz ne ces ribaudies;
Ja por nomer vilaine chose
Ne doit ta bouche estre desclose:
Je ne tiens pas à cortois homme
Qui orde chose et lede nomme
(Rose 2119.)

spricht klar aus, entgegen einer in unserer Zeit weit verbreiteten Ansicht, daß die Frauen des XIII. Jahrhunderts sich ebenso wie die unserer Tage scheuten, unanständige und gemeine Worte in den Mund zu nehmen (Rose 7680).

Kleine Gaben, Obst oder Blumen soll man den Frauen zuweilen zum Geschenk machen. Früchte, in ein Tuch oder ein Körbchen verpackt, schickt man der Geliebten, und damit das Geschenk mehr Eindruck auf sie mache, versichert man ihr, daß einer ihrer Freunde es von fern her geschickt habe, wenn man es auch erst soeben auf der Straße gekauft hat (Rose 8959). Eine kleine Freude kann der Verehrer auch seiner Dame bereiten, wenn er Gürtel, Kopfkissen, schöne Tücher, Almosentäschchen, Nadelbüchsen, Messerchen oder dergl. ihr schenkt. Doch dürfen diese Gegenstände nicht zu teuer sein, um nicht den Anschein zu erwecken, man wolle die Gunst der Dame erkaufen (Rose 15354). Von den Damen Geschenke anzunehmen, scheut sich ein kluger Mann:

car dons de fame, à dire voir,
Ne sunt fors laz à decevoir. (Rose 15376.)

Besitzen wir die Keckheit und sehen einer Dame beim Toilettemachen zu, so werden wir staunen über die Anzahl der Mittel, die eine Dame des XIII. Jahrhunderts bereits kannte, um ihre Reize zu erhöhen. Wie wir oben gelesen haben, wird im alten Frankreich eine weibliche Schönheit stets als blond geschildert. In Rom zur Zeit des Kaiserreiches hatte das goldblonde Haar das Gefallen der Römerinnen erregt, sodaß sie hochblond zur Modefarbe erhoben. Dieser Geschmack erhielt sich im Mittelalter in den romanischen Ländern (vergl. Weinhold II, 313). Ein echter Schmuck für ein Weib war langes Haar (Rose 1012), aber lockigtes galt für das schönste (Ru. II, 363). Man trug das Haar in Zöpfe geflochten. Daß es zuweilen auch offen getragen wurde, wird zwar in unseren Quellen nicht erwähnt, ist aber leicht anzunehmen. Andere wieder ordneten das Haar zu einer hornähnlichen Frisur (sus ses oreilles port tex cornes, Rose 14238). Da sich so manche Dame eines blonden Haarschmuckes nicht erfreuen konnte, griff sie zu Färbemitteln, die man aus Früchten, Holz, Blättern, Rinde oder Wurzeln herstellte.



Et s'el ont mestier d'estres taintes,
Teigne-les en jus d'erbes maintes,
Car moult ont forces et mécines
Fruit, fust, feulle, escorce et racines.
(Rose 14 242.)

Zum großen Schrecken mancher Schönen mußte sie bemerken, wie ihr die Haare ausfielen. Da nahm sie ihre Zuflucht zu den falschen Haaren; eine gestorbene Frau gab ihr ihre Flechten oder Unterlagen von Seidenfäden ließen ihren spärlichen Haarwuchs ansehnlicher und voller erscheinen (Rose 14 224). Doch wollen wir mit Helene Jakobius p. 17 zur Ehre der damaligen Frauenwelt annehmen, daß die Anwendung falscher Haare in sehr beschränktem Maße betrieben wurde. Gautiers Behauptung La Chevalerie, p. 396 „presque toutes les femmes ajoutent à ces tresses „naturelles“ un emprunt, plus ou moins notable, de faux cheveux“, ist sicher übertrieben, wenn wir das Ergebnis entgegenhalten, das Helene Jacobius aus den chansons de geste gezogen hat: „Nirgends aber lesen wir in unseren Texten etwas von der Verwendung falscher Haare, die im Clef d'Amour und im Roman de la Rose empfohlen wird und gegen welche Unsitte der Verfasser des „Dit des Cornets“ so sehr eifert.“

Ist eine Dame nicht hübsch im Gesicht, erfreut sie sich aber eines üppigen Haarwuchses, so soll sie ihre Flechten geschickt anordnen und so einen guten Gesamteindruck herbeiführen (Rose 14 156).

Verbreiteter scheint die Anwendung von Schminke unter den Damen gewesen zu sein. Denn wenn die Dichter die Schönheit einer Frau besonders rühmen wollen, so weisen sie darauf hin, daß ihre Gesichtsfarbe, schneeweiß mit frischem Rot angehaucht, eine natürliche sei und nicht mit Schminke aufgetragen (Rose 1008, ib. 14 246). Die Schminke bestand aus Fett und Kräutern (N. 1434). Die Zahl der Mittel war eine sehr große. Es sei daran erinnert, daß der Mönch von Montaudon nicht weniger als dreihundert verschiedene Büchsen aufzählen konnte. „Doch hüte sich die Frau, daß jemand die Schminke bemerke.“

Mès bien gart que nus de ses ostes
N'es puist ne sentir ne véoir:
Trop li en porroit meschéoir.
(Rose 14 251.)

Schmollt eine Dame ihrem Liebhaber oder sucht eine Frau ihren Mann durch Tränen weich zu stimmen, so empfiehlt der



Roman de la Rose, die Augenlider mit einer Salbe, mit Wasser oder einer anderen Flüssigkeit zu befeuchten, um Weinen vorzutäuschen (Rose 8215).

Recht unangenehm war für eine Schöne übelriechender Atem. Doch auch dieser Fehler läßt sich verdecken, wenn sie sich hütet, mit nüchternem Magen zu sprechen und sie bei der Unterhaltung nicht zu nahe an die angeredete Person herantritt (Rose 14 286).

Bläschen auf der Hand lassen sich mit einer Nadel entfernen, andere Hautunreinlichkeiten aber geschickt mit Handschuhen verdecken (Rose 14 263). Um Wäsche und Kleidung wohlriechend zu machen, benutzte man im alten Frankreich nach dem Beispiel der Orientalen bereits wohlriechende Mittel (diverses olors Rose 6862). Ein voller Busen gehört mit zu den Schönheiten eines Weibes. Um ihm Halt zu geben, verwandte schon damals die kokette Frau eine Art Korsett: sie nahm ein Tuch und wickelte es um den Körper oberhalb der Hüften (Rose 14 270). Weitere Ratschläge über das Verhalten der Frau namentlich auf der Straße gibt im Roman de la Rose eine alte Kokette, die Vieille.

Et par les rues s'en ira
Si soit de beles aléures,
Non pas trop moles ne trop dures,
Trop esleveés ne trop corbes,
Mès bien plésans en toutes torbes.
Les espaules, les costés mueve
Si noblement, que l'en ne trueve
Nule de plus biau movement;
Et marche jolietement
De ses biaus solères petis,
Que faire aura fait si fétis,
Qui joindront as piés si à point
Que de fronce n'i aura point.
(Rose 14 473.)

Vers 14 486 ff. sehen wir eine andere Dame die Straße heraufkommen. Ihr Kleid, welches eine Schleppe trägt, hat sie graziös auf der einen Seite, ihre Bekannte, die mit ihr geht, vorne aufgehoben. Reizende enganliegende Schuhe sehen hervor und lassen auf einen kleinen Fuß der Schönen schließen. Graziös und mit kleinen leichten Schritten gehen beide einher und sind sichtbar erfreut, daß die Augen der Vorübergehenden bewundernd auf ihnen ruhen. Eine andere Schöne wagt weniger der herrschenden Sitte zu trotzen. Denn nach der damaligen Mode trägt sie über ihrem Kleid noch einen Mantel. Sie be-



dauert lebhaft, daß dadurch ihre schöne Gestalt nicht genügend zur Geltung kommt. Mit beiden Händen hat sie den Mantel aufgerafft und spielt geschickt mit den Enden. Die Borte auf dem Kleid wird dadurch frei, und zur Freude der ihr nachblickenden Männer werden zuweilen auch ihre kleinen Füße mit den eng anliegenden Schuhen sichtbar (Rose 14496).

Einen guten Rat, um einen Mann zu bekommen, gibt noch im Rosenroman die alte Kokette den jungen Mädchen:

Sovent voise à la mestre église,
Et face visitations
A noces, à festes, à karoles,
Car en tex leus tient ses escoles
Et chant à ses disciples messe
Li diex d'Amors et la déesse.

Daß es im Mittelalter auch nicht an öffentlichen Dirnen fehlte, zeigt uns Rutebeufs „Vie de Sainte Marie l'Egiptianne". Die Heldin des Stückes verläßt mit zwölf Jahren das elterliche Haus, gibt sich dem Trunke hin und wird schließlich eine Dirne.

Mès de l'autrui n'avoit envie:
Robes, deniers, ne autre avoir
Ne voloit de l'autrui avoir.
Por gaaing tenoit bordelage
Et por proesçe tel outrage. (Ru. II, 265.)

So trieb sie es siebzehn Jahre lang, bis sie durch Gott einem reinen Leben zugeführt wurde. Die Dirnen trugen besondere Kleidung, damit sie sich von den ehrbaren Frauen unterschieden (Ru. II, 269).

IX. Von der Kleidung.

Wie kleidete sich der mittelalterliche Mensch und aus welchem Stoff waren seine Kleider? Die Dichter können uns manche Antwort darauf geben; sie liebten es, ihre Gestalten dadurch anschaulich zu machen, daß sie aus Mangel einer psychologischen Charakterisierung Äußerlichkeiten wie Kleidung, Waffen, körperliche Vorzüge anführten.

Gewöhnlich legte man sich unbekleidet d. h. ohne Hemd zu Bett (Rose 9837). In Rutebeufs „Du Secrestain" lesen wir, daß die Dame des Ritters sogleich nach dem Aufstehen das Hemd und dann das Kleid anzieht, um in die Messe zu gehen. Das Hemd (chemise) bildete im Mittelalter das unterste Ge-



wand. Es hüllte den ganzen Körper ein und reichte vom Halse bis zu den Fußspitzen. Am Halse wurde es durch eine Spange zusammengehalten und war bei den feinen Damen mit Borten geschmückt, die das darüberliegende Kleid durch einen Ausschnitt frei ließ (Rose 1179). In unserer Zeit jedoch glaubten die Damen ihre Reize auch zeigen zu dürfen und ließen ihre Hemden tief ausschneiden.

S'ele a biau col et gorge blanche,
Gart que cil qui sa robe trenche,
Si très-bien la li escolete,
Que sa char pere blanche et nete
Demi-pié darriers et devant:
Si en sera plus décevant. (Rose 14 254.)

Die Ärmel zu dem Hemde bildeten Kleidungsstücke für sich. Sie wurden jedesmal bei dem Gebrauch erst an den Rumpf des Gewandes angeheftet oder angeschnürt. Zum Anheften nahmen die Damen und Herren im Rosenroman weiße oder mit Gold durchwirkte Fäden (18 934). Doch galten Ärmel immerhin als Luxus. Von der heiligen Elisabeth wird erzählt, daß sie erst nach dem Mittagsmahle ihre Ärmel und Handschuhe anlegte, da sie vormittags ihren kirchlichen Übungen nachkam (Ru. II, 324). In der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts waren in Frankreich enge, anliegende Ärmel in der Mode.

D'une aguille bien afilée
D'or fin, de fil d'or enfilée,
Ele a, por mien estre vestues,
Ses deus manches estroit cosues.
(Rose 21 987.)

Fromme Christen zogen in Zeiten der Buße unter ihr Hemd noch ein rauhes Büßerhemd an (haire, Ru. II, 337).

Beinkleider scheinen die Frauen im Mittelalter nicht getragen zu haben. In unseren Texten finden sie nirgends Erwähnung, und weder Winter p. 14 noch Pfeffer III, pag. 37 führen eine Belegstelle an. Die von Herrmann angeführte Stelle (Montaiglon et Raynaud, Recueil général des Fabliaux, V, 202) kann durch keine zweite unterstützt werden, und es ist nicht anzunehmen, daß die Dichter, die bei der Aufzählung von Garderobestücken zuweilen recht genau sind, dieses Kleidungsstück der Frau mit oder ohne Absicht vergessen hätten.

Über das Hemd wird der Rock angezogen (cote, robe). Er reichte vom Hals bis zu den Füßen hinab, und eitle Frauen ließen ihn gerne weit nach sich schleppen (Rose 9597). Zu den Eiferern gegen diese Unsitte gehört auch Rutebeuf (II, 37).



Über den Hüften wird der Rock durch einen Gürtel zusammengehalten, wodurch die weibliche Gestalt erst zu voller Geltung kommt. Die Gürtel (ceintures), wie sie die einfachen Leute trugen, waren von rotem Leder und mit einer Schnalle versehen oder bestanden wie bei den Ordensangehörigen aus einem Strick (Rose 15 094). Oft wird uns von recht kostbaren Gürteln berichtet. Sie waren mit edlem Metall und mit Perlen verziert und mit zauberkräftigen Steinen besetzt.

An dem Gürtel hing das Almosentäschchen (l'aumonière). Ursprünglich zur Aufnahme von kleinen Gaben für Bettler bestimmt, brachte man später auch allerlei für den persönlichen Bedarf nötige Dinge darin unter, wie Schlüssel, Spielsteine und dergl (Rose 2014; ib. 21 977). Sie waren zuweilen von Seide und boten Gelegenheit zu allerlei Verzierungen (Rose 21 973). Für Liebhaber gaben sie ein gutes Geschenk für die Dame ihres Herzens ab (Rose 15 354).

Es wurde viel Wert auf den Stoff und die Farbe der Kleidung gelegt. Am gewöhnlichsten war der ungefärbte Wollstoff. So war in Rutebeufs „Vie sainte Élysabel" der Vater der Elisabeth höchst traurig, als er erfuhr, daß seine Tochter so arm sei und ein farbloses Wollkleid tragen müsse (v. 1670). Bunte, aus verschiedenen Stoffen zusammengestückte Kleider galten als schön und wurden daher den einfarbigen vorgezogen (Rose 18926; ib 6005). Die rote Farbe (rouge, vermeil) war besonders beliebt. Daneben werden als Kleiderfarben grün, blau (pers, nach Schultz I, 267 ein Blaugrün) und braun erwähnt. Ein besonderes Grün war das Grün von Douai (C. R. 1447) und das von Gent (vert de Gans Rose 566), wo sich im Mittelalter berühmte Färbereien befanden. Als Färbemittel werden Kräuter und die Schildlaus genannt (taindre en herbes et en graines, Rose 9139). Als Stoffe nahm man neben der Leinwand verschiedenerlei Tuche, Seide, Scharlach, Purpur, Tiretaine, Bure, Buriau, Brunete, Kamelot und den Sammet. Der Scharlach (escarlate, C. R. 1446) war nach Schultz I, 354 ein kostbares Wollenzeug, das hauptsächlich in den Niederlanden gewebt wurde, der Purpur (porpre) ein Seidengewebe, das, wie die Bezeichnung porpre sarrazinesche (Rose 1170) andeutet, aus dem Orient kam. Es war zuweilen auch mit Goldfäden durchwirkt (porpre doré). Der Tiretaine (Rose 21929), der Borras (borras, Rose 1217) waren grobe Wollengewebe. Brunete (brunete, Rose 9826) war ein ähnlicher Stoff, der, wie sein Name zeigt, von brauner Farbe war. Das Kamelot (camelot, Rose 21937) webte man nach Weinhold II, 242 aus Kamelhaaren. Er wurde besonders gut in Cambray gefertigt (camelins de Cambrai, C. R. 1448). Weit kostbarer war der Sammet (samit, Rose 21937), ein Stoff, der mit unserem

heutigen so benannten nichts gemein hat. Er war nach Gautier „La chevalerie" 398 aus sechsfachem Seidenfaden gewebt und, wie uns der Rosenroman lehrt, mit Goldfäden durchzogen (samit qui est tous dorés, Rose 865). Er mochte so unserm heutigen Brokat gleichkommen. Von den im Rosenroman 21933 genannten Stoffen:

Cendaus, molequins Arrabis,
Jndes, vermaus, aunes et bis,
Samis, diapres, camelos,

hält Fr. Michel (Rose II, 52) molequin für einen kostbaren orientalischen Leinenstoff. Der cendal war nach Schultz I, 350 ein dünner Seidenstoff, der meist zum Füttern der Gewänder verwendet wurde, der diapre endlich ein damastartiges Gewebe.

Das Rose 9680 als „cotele" bezeichnete Kleidungsstück scheint ein enganliegender kurzer Oberrock gewesen zu sein, vielleicht eine Art Mieder (vergl. Jehan de Meung, Testam. 879 (Ed. Méon) „Estroites et sans fronces leurs costelles estoient").

Über den Rock legte man zuweilen einen Überwurf, die Sukenie (sorquanie, Rose 1216). Sie war nach Weinhold II, 288 ursprünglich ein slavisches Kleid, das sich unter die abendländischen Völker weit verbreitet hatte. Sie war ein besonders zierliches Kleidungsstück und gab der Dame ein eleganteres Aussehen als der Rock.

Car nule robe n'est si bele
Que sorquanie à damoisele.
Fame est plus cointe et plus mignote
En sorquanie que en cote.

Sie wurde aus besserem Stoff angefertigt, und man scheint von der Farbe der Sukenie einen Schluß auf die Gesinnung der Trägerin gezogen zu haben. So bedeutet eine weiße Sukenie, daß die Dame, die sie trug, von sanftem und offenem Wesen war (Rose 1216 ff.).

Ein anderes Kleidungsstück, das, wie der Name schon sagt, über dem Rock getragen wurde, war der Sürkôt (sorcot, Rose 9262), nach Lacroix p. 565 „une espèce de large fourreau à manches, qui n'était jamais de la même longueur que la cotte".

Gewöhnlich trugen jedoch die Frauen über ihrem Kleid den Mantel (mantel, Rose 14496; mantiau, Rose 215; mantiel, N. 6610). Er fiel von den Schultern in reichen Falten bis zu den Füßen hinab, war vorne offen und wurde am Halse durch Schnüre oder Bänder zusammengehalten, die an den Schulterenden des Mantels durch Spangen



(atache, tassiel, N. 6615) befestigt waren. Wenn man das Haus verließ, so gehörte es sich für eine Frau, die auf Anstand und Sitte hielt, den Mantel umzulegen (Rose 14496). Doch scheint es in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nicht zur Seltenheit gehört zu haben, auch ohne Mantel sich auf die Straße zu begeben.

Auch für Mäntel ist die am meisten genannte Farbe rot. Im Renart le Nouvel wird ein Mantel erwähnt, der aus „drap de Tarse" (6306) gefertigt ist. Der Dichter will mit diesem Tuch, das nach dem aus dem Neuen Testament bekannten Geburtsort des Apostel Paulus benannt ist, einen sehr kostbaren Stoff bezeichnen, denn orientalische Stoffe galten allgemein für ausgezeichnet.

Kleid und Mantel waren häufig mit kostbaren Borten und Stickereien besetzt (bordé d'un orfrisiel, N. 6610). Dieses „orfrisiel" (= aurum phrygium; orfrois Rose 1065) bestand bald aus Borten, die man auf die Gewänder nähte, bald aus Stickereien mit Gold- und Silberfäden auf dem Stoff selbst. Allerlei bildliche Darstellungen schuf so die kunstvolle Hand junger Mädchen. Im Rosenroman waren auf dem Purpur eines Kleides Geschichten von Herzögen und Königen in Goldstickerei angebracht.

> La porpre fu toute orfroisie,
> Si ot portraites à orfrois
> Estoires de dus et de rois.
>
> (Rose 1064.)

Kann man es dann einer Schönen verdenken, wenn sie auf der Straße ihren Mantel etwas schürzte, um die kostbaren und mit großer Mühe angefertigten Borten bewundern zu lassen (Rose 14501)?

Allerlei Pelze dienten dazu, die Kleider auszufüttern und sie durch ihren Besatz zu verschönern. Der einfachste Pelz war der schwarze Lammpelz (Rose 216). Feiner war schon das Grauwerk (le vair, le gris, Rose 10015), nach Fr. Michel II, 324, das Fell einer Eichhörnchenart, das am Bauche weiß, auf dem Rücken taubenfarbig war. Auch der Pelz des Marders war gesucht (N. 1549). Ein recht kostbares Rauchwerk bildete der Zobelpelz (sebelin, N. 6308) und der Hermelin (Rose 21932).

Einen Pelzrock (pelice, Rose 9680) legte man sich nach Schultz I, 223 entweder gleich nach dem Aufstehen um oder zog ihn, wenn es kalt war, über das Hemd.

Die Gonele erklärte Schultz II, 302 als ein nur durch den Schnitt vom gewöhnlichen Rock abweichendes Kleid. Diez deutet „gonnelle" als einen Weiberrock, vom Gürtel bis zur

Verse reichend. Uns scheint dies als „gonele" (Rose 10047) bezeichnete Kleidungsstück ein Unterkleid gewesen zu sein. Ein mit Recht eifersüchtiger Ehemann will seiner Frau ihre schönen Kleider nehmen und, um ihr das Fortgehen zu verleiden, ihr dafür einen Rock, einen Sürkôt von grobem Stoff und eine „gonele" von Hanf geben (Rose 10045). Es ist danach nicht anzunehmen, daß sowohl Rock wie Gonele Oberkleider bedeuten.

Hatte früher das Geschick der Frau dazu gelangt, ihre eigene Garderobe herzustellen, so war dies durch die im Laufe der Zeiten hinzugekommenen Verzierungen so erschwert worden, daß sie die Anfertigung ihrer besseren Kleider einem Schneider überlassen mußte (Rose 2156).

In die Haare flochten die jungen Damen zur Erhöhung des Glanzes Goldfäden hinein (Rose 845) oder schmückten sie mit bunten Bändern, die zuweilen noch mit Goldfäden durchwirkt waren (Rose 4044). Ging es zum Tanz auf blumiger Wiese oder zu irgend einem Fest, so setzten sie ein Schapel auf (chapel = mlt. capellum: capa). Man verstand darunter jede Art von Kopfreifen, die die Haare um die Schläfen zusammenhielten. Es war entweder ein Goldreifen (Rose 1094) oder eine schmale Binde (Rose 9773) oder auch ein Streifen Borte (chapel d'orfrois, Rose 861), die mit Goldfäden bestickt und mit Perlen besetzt war (Rose 21954). Der Eindruck wurde erhöht, wenn noch ein Rosenkranz darauf gelegt wurde (chapel de roses, Rose 557). „Chapel" bezeichnet auch den Kranz von Blumen, mit dem sowohl Damen wie Herren sich beim Tanz das Haupt schmückten (Rose 8187). Namentlich zu unserer Zeit gehörte es zum unentbehrlichen Attribut geselligen Treibens der Jüngeren, das bei keinem Fest fehlen durfte. Die Dame wand ihrem „ami" einen Kranz, und der Liebhaber suchte die schönsten Blumen, um damit die Dame seines Herzens zu schmücken (Rose 21991; ib. 833).

Jungfrauen wie bereits Verheiratete trugen den „gimple" (Rose 4173), eine Kopfbedeckung, die dem deutschen Gebende entspricht. Es war dies nach Weiß II, p. 368 teils ein einfaches Band, das um das Kinn und die Wangen gebunden wurde, teils, am gewöhnlichsten, ein ebenso gefestigtes Band in Verbindung mit einer flachen Mütze.

Im Rosenroman schmückt eine Dame ihre Flechten mit bunten Bändern und mit Streifen von Seide, die von Goldfäden durchzogen und mit kleinen Perlen besetzt sind. Auf dem Haarnetz befestigt sie eine kostbare Spange und legt darum einen niedlichen Goldreif, der mit kostbaren Steinen verziert ist (Rose 21950). Bei einer solchen Frisur ist es



leicht erklärlich, wenn ein Gatte in demselben Roman von seiner Frau behauptet, daß sie auf ihrem Kopf einen Wert von hundert Livres trage (Rose 10012).

Eine weitere Kopfbedeckung der Frauen war der Schleier (voile, cuevrechief, Rose 21941). Es war dies nach Schultz I, 240 ein Kopftuch, das frei zu beiden Seiten des Hauptes niederhing und mit seinen Zipfeln bis auf die Brust herabreichte. Dieser Schleier gehörte zur Ordenstracht der Nonnen (Rose 4173). Wenn er auch nach Schultz meistens von verheirateten Frauen getragen wurde, so scheint es zu unserer Zeit keineswegs zur Seltenheit gehört zu haben, daß Unverheiratete ihn umlegten. Im Rosenroman wird er sogar dem Liebhaber als Geschenk für seine neue „amie" empfohlen (Rose 10526). Zuweilen legte man diesen Schleier noch über das Gebende (Rose 21940). Aus welchem Stoff der „cuevrechief" war, wird nicht erwähnt; bekannt war auf jeden Fall bereits jenes feine Schleiergewebe (estamine, Rose 21945). Seine Farbe war weiß (Rose 12985).

Was ist aber die „cheveçaille", die Rose 1177 und 21967 genannt wird? Es scheint eine Art Haube gewesen zu sein, die vorne bei der Kehle geschlossen wurde.

Et por tenir la cheveçaille,
Deus fermaus d'or au col li baille.
(21967).

Et ce ne li sévit pas mal,
Que sa cheveçaille iert overte,
Et sa gorge si descoverte,
Que parmi outre la chemise
Li blancheroit sa char alise.
(1177).

An den Ohren trugen manche Damen bereits zierliche Ringe von Gold (Rose 21965). Über die Hände wurden weiße Handschuhe gezogen (gans; mofles = Fausthandschuhe, Rose 14662). Manche Dame suchte dadurch Hautunreinlichkeiten zu verbergen, andere wieder ließ die Furcht, die weißen Hände könnten von dem Sonnenbrand gebräunt werden, dazu kommen, Handschuhe anzulegen (Rose 565).

Kostbare Spangen und Agraffen von Gold mit schwarzer Schmelze ausgelegt waren an Rock und Mantel befestigt (Rose 1067). Glitzernde Steine funkelten vom Schapel und vom Gürtel der Schönen, und kunstvoll gravierte und mit Schmelz ausgelegte Ringe glänzten am Finger (Rose 10023). Smaragde, Rubine, Diamanten, Saphire, Topasse, Calcedone, Perlen, verschieden farbige Bildersteine (kasmahius, C. R. 493), Berylle (Rose 16458), Karfunkel und Granatsteine (Rose 1103)

werden oft als Schmuck von Frauen genannt. In elfenbeinernen Spiegeln kann sich die Dame selbst bewundern (Rose 10 022).

Zur Bekleidung der Füße hatte man Schuhe (soler, Rose 831; botes, Rose 12 880) und Stiefeln (estiviau, Rose 2159). Die Schuhe waren gewöhnlich aus Rindsleder (sollers de vache, Ru. II, 27) und wurden mit Riemen an den Fuß gebunden (soler à las). Die „botes" wurden von den Mönchen getragen und scheinen von dickem Leder und ziemlich plump gewesen zu sein (larges botes, Rose 12 880). Unter Stiefel (estiviau = aestivale) verstand man ursprünglich eine für den Sommer geeignete leichte Fußbekleidung. Später hat man nach Schultz I, 295, einen etwas höher an der Wade aufreichenden Schuh darunter zu suchen, der aus weichem Leder gefertigt ist und zum Luxus getragen wurde. Um den schöngeformten Fuß nicht durch das Schuhwerk zu entstellen, mußten die Stiefeln elegant sein und faltenlos am Fuße anliegen (Rose 14 480).

Die Unterbeine wurden mit den „cauces" bekleidet, einer Art Strümpfe von Stoff. Als Stoff zu solchen „cauces" wird roter Siglat genannt (cauces faites de viermeil siglaton), nach Weinhold II, 250, ein Gewebe aus Seide und Gold. Die „housiaus" (Rose 10 050) waren eine Art von Gamaschen. Sie waren von haltbarem groben Stoff oder von derbem Leder und zuweilen gefüttert (Ru. II, 227). Ein eifersüchtiger Ehemann will seiner Frau aus seinen „housiaus" ein Paar große Schnürschuhe machen lassen (Rose 10 050). Von den Mönchen wurden sie allgemein getragen (Rose 12 880). Als in „De frère Denise" das junge Mädchen als Mann verkleidet ins Kloster geht, legt sie vorher erst „housiaus" an.

> Comme vallet fu estaucie
> Et fu de bons housiaus chaucie
> Et de robe à homme vestue. (Ru. II, 69.)

Wegen des Straßenschmutzes scheinen in Paris auch die Damen Gamaschen getragen zu haben (Rose 21 983). Doch achtete man darauf, daß sie faltenlos an der Wade anlagen (Rose 12 880).

Nur wenige Kleidungsstücke der Männer finden in unseren Quellen Erwähnung. In den Hauptteilen unterschieden sie sich kaum von den der Frauen. Der „Amant" im Roman de la Rose ist folgendermaßen gekleidet:

> D'un samit portret à oysiaus,
> Qui ere tout à or batus,
> Fu ses cors richement vestus;



Moult iert sa robe desguisée
Et fu moult riche et encisée,
Et décopée par cointise;
Chauciés fu par grant mestrise
D'uns solers décopés à las. (824.)

Wie die Frauen trugen auch die Männer jenen Überwurf „sercot" genannt (Ru. II, 110). Der Tabard (tabar, Ru. I, 35) war ihm ähnlich. Im „Dit d'Ypocrisie" verkleidet sich Rutebeuf als Einsiedler und läßt sich zu diesem Zweck aus acht Ellen groben, braunen Kamelots einen Rock, einen Sorkôt und ein Paar große Gamaschen machen, die mit schwarzer Serge, einem Wollengewebe, gefüttert waren. Der Überwurf war mit schwarzen Borten besetzt.

Von den Frauen sowohl wie von den Männern wurden die Kappen (cape, N. 178; chape, Rose 400) getragen. Sie waren nach Weinhold II, 292 weite Obergewänder mit Ärmeln, welche die ganze Gestalt von Kopf bis Fuß verhüllten.

[Ele] ot d'une chape forrée
Moult bien . . . .
Abrié et vestu son corps. (Rose 400.)

Für den Kopf war ein besonderer Teil in Art unserer Kapuzen bestimmt, der auch zurückgeschlagen werden konnte. Sie dienten auch als Schutz gegen den Regen (chape à pluie, Rose 9260). Zuweilen waren die Kappen gefüttert; als Farbe wird einmal rot genannt (Rose 400; N. 178). Eine Abart dieser Kappe war der „chaperon". Er war eine Art Kapuze und diente lediglich zur Bedeckung des Kopfes und Halses (Rose 13 329). Er wurde besonders von Mönchen getragen und scheint bei ihnen besonders groß gewesen zu sein (béguins à grans chaperons, Rose 12 876). Zur Verzierung besetzte man ihn mit Borten (Rose 15 645). Weinhold II, 292 stellt die Vermutung als wahrscheinlich hin, daß der „chaperon" nur von Männern getragen worden sei. Auch Schultz II, 305 führt denselben nur bei der Aufzählung der Männerkleider an. Nach unseren Stellen steht es jedoch außer Zweifel, daß auch die Frauen den „chaperon" trugen. Der „Amant" will der „Vieille" einen „chaperon à penne grise" schenken (Rose 15 645), wenn sie ihm über eine Sache Auskunft gibt. Mädchen und junge Frauen scheinen ihn wegen seines für die Gestalt wenig vorteilhaften Aussehens nur im Notfall getragen zu haben. Im Rosenroman wird stets nur die „Alte" mit diesem Kleidungsstück angetan beschrieben. Da sie stets friert, hat sie eine gefütterte Kappe umgelegt und auf den Kopf über das Gebende an Stelle des Schleiers einen „chaperon" gelegt.

D'un chaperon en leu de vaile,
Sor sa guimple ot covert sa teste.
(Rose 13 329.)

Eine besondere Kappenart war schließlich das „aumuce“ (Rose 14 956). Näheres darüber wird uns in unseren Quellen nicht mitgeteilt. —

X. Vom Tanz.

Unter den geselligen Freuden des Mittelalters spielt der Tanz eine bedeutende Rolle. Unter dem mittelalterlichen Tanz haben wir vor allem eine Art Reigen zu verstehen. Jeder Mann nahm eine Frau oder auch zwei bei der Hand, und mit Gesang oder unter den Klängen der Spielleute zog man auf dem Rasenplatz herum. Dieser ruhige, bloß gegangene Tanz hieß carole (Rose 10 836), tresce (Rose 732), wogegen man die Springtänze espringeries nannte (Rose 10 836). Ging es zum Tanz, so putzten sich die Mädchen (Rose 9780). Galt es doch hier in fröhlichem ungezwungenen Spiel seine Reize zu zeigen. Die Tänzer drückten ihren Schönen bunte Kränze auf die Flechten, und die Tänzerinnen wetteiferten, ihre Lieblinge mit Blumen zu schmücken. Eine Dame mit guter Stimme machte die Vorsängerin und führte den Zug an. Die übrigen Tänzer sangen den Refrain mit (Rose 736). Zuweilen sang auch jeder der Tänzer ein Liedchen (N. 2577), worin sie ihres Gesellen gedachten, sich über andere lustig machten oder auch historische und politische Dinge streiften (vergl. die zerstreuten Refrains im Renart le Nouvel). Im XIII. Jahrhundert stand Lothringen als Quelle neuer Tanzweisen (notes) in Frankreich im Ansehen (Rose 754). Im Roman de la Rose wird eine „carole“ beschrieben, die zwei Mädchen miteinander tanzen. In zierlichen Bewegungen eilen sie einander entgegen, neigen sich eng zusammen, so bald sie nahe gekommen sind, daß man glaubten könnte, sie küßten sich, und fahren dann schnell auseinander.

Lors véissiés carole aler,
Et gens mignotement baler,
Et faire mainte bele tresche,
Et maint biau tor sor l'erbe fresche.
Là véissiés fléutéors,
Menesterez et jongléors;
Si chantent li uns rotruenges,
Li autres notes loherenges,
Por ce qu'en set en Loheregne
Plus cointes notes qu'en nul règne . . . .
Deus damoiseles moult mignotes,

Qui estoient en pures cotes,
Et trescies à une tresce,
Faisoient Déduit par noblesse
Enmi la karole baler;
Mès de ce ne fait à parler
Comme el baloient cointement.
L'une venoit tout belement
Contre l'autre; et quant el estoient
Près à près, si s'entregetoient
Les bouches, qu'il vous fust avis
Que s'entrebaisassent ou vis.
Bien se savoient desbrisier. (Rose 747.)

Die Kirche jedoch mit ihrer asketischen Tendenz sah in diesem frohen, weltheiteren Treiben eine Verletzung christlicher Tugend und suchte durch ihre Diener die Tänze zu verbieten (Ru. I, 122). Auch die heilige Elisabeth glaubte, daß dadurch die Seele „erzürnt" würde, und gab sich Mühe, die Leute vom Tanzen abzubringen (Ru. II, 337). —

XI. Von Spielen.

Wer sich bei Festlichkeiten nicht an dem munteren Treiben der Jugend auf grünem Rasen beteiligen wollte, fand genügend Gelegenheit, sich die Zeit mit einem Spiel zu vertreiben. Für Abwechselung sorgte eine große Mannigfaltigkeit von Spielarten. Die einen versuchten im Würfelspiel ihr Glück, andere wieder gaben sich dem Brett- oder dem Schachspiel hin. Einfacher waren die Spiele mit Ringen oder Steinen. Die Jugend sprang am liebsten auf grünem Rasen dem leichten Ball nach.

Die weiteste Verbreitung scheint das Würfelspiel gehabt zu haben. Es war in allen Kreisen bekannt und so sehr mit der Vorstellungswelt des damaligen Menschen verwachsen, daß man Glück und Würfel miteinander identifizierte.

Lors li sont li dé changié.
Et geu et vis bien estrangié.
(Ru. II, 181.)

Gespielt wurde mit zwei Würfeln (Ru. I, 34). Nach Abbildungen zu schließen, waren sie den heutigen sehr ähnlich. Besonders in den unteren Ständen wurde viel Würfel gespielt, und in den Wirtshäusern saßen „Ribauts" und Spielleute, um erst nach Verlust ihres gesamten Geldes und oft auch der nötigsten Kleider sich schweren Herzens zu trennen (Rose 15465, vergl. auch pag. 46).



Beim Brettspiel (jeu as tables, Rose 8520) verwandte man ein rechteckiges Brett und runde oder quadratische Steine. Wie die Abbildung nach einem Manuskript des Brit. Museums aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts zeigt (abgebildet bei Gautier La Chevalerie p. 124), scheint es Ähnlichkeit mit unserem heutigen Brettspiel gehabt zu haben.

Mit dem Brettspiel zusammengenannt wird häufig das Schachspiel (Rose 8520). Nach der häufigen Erwähnung unserer Epiker scheint es in der höfischen Welt ein sehr beliebtes Spiel gewesen zu sein. Jean de Meung hält für den Erfinder des Schachspieles einen Mathematiker Attalus, weiß jedoch nicht die Zeit anzugeben, in der jener lebte (Rose 7427). Damalige Spielregel war es, anstatt wie heute „Schach dem König" zu sagen, seinem Partner „have" (haver = dire ave begrüßen) zuzurufen, sobald der König in Gefahr stand (Rose 7409). Von den Figuren nannte man den Turm „ros", der Läufer hieß „fox", der Springer „chevalier", der Bauer „paonné", die Königin „fierche", der Bube „garçon" (Rose 7400 ff.). Von der Größe der Schachfiguren kann man sich einen geringen Begriff machen, wenn man sich daran erinnert, daß im Roman von „Ogier de Danemarche" Charlot, Karls Sohn, mit einer Schachfigur Baudouin den Kopf einschlägt (cap. 16).

Das von Rutebeuf II, 1 erwähnte „jeu à la briche" spielte man mit einem Stein und einem kleinen Stab (vergl. Lacroix pag. 258).

Einmal wird ein Ringspiel genannt „un geu que l'en dit des aniaus" (Ru. II, 322). Die heilige Elisabeth spielte es und verteilte den Gewinn unter die Armen.

Vor allem von der Jugend wurde das Ballspiel gepflegt (joer à la pelote, Rose 7273).

Das von Rutebeuf in seinem „Griesche d'hyver" und „Griesche d'été" erwähnte Spiel „la griesche" scheint mit einem Federball gespielt worden zu sein und erforderte gewandte Leute.

> La griesche est de tel manière
> Qu'ele veut avoir gent legière
> En son service. (Ru. II, 33.)

Wie der Name es schon sagt und wie Rutebeuf bestätigt (Ru. I, 33), stammt das Spiel aus Griechenland. Kreuzfahrer mögen es ins Abendland gebracht haben. Nach Hist. litt. XX, pag. 735 ist es ein Würfelspiel, das man auch unter dem Namen Blanque, Blanche oder Azar und Zara kannte, worauf Rutebeufs oben erwähnte Bemerkung jedoch wenig paßt.

Um unter mehreren Personen auszulösen, wurde entweder ein Strohhalm zu Hilfe genommen und nach den verschiedenen Größen seiner Teile die Entscheidung getroffen (faire le buske), oder man warf mit Würfeln um die Punkte. Wer die meisten Punkte warf, hatte gewonnen.

Faisons le buske entre nous trois,
Mais nous getons as dés ancois
As plus poins. (N. 4555.)

Diesem ähnlich, wenn nicht identisch, ist die Art, die im Renart le Nouvel 4558 erwähnt wird. Renart hat an drei Frauen Liebesbriefe geschrieben, und um zu entscheiden, wer von ihnen seine Geliebte sein soll, wollen sie die Würfel zu Rate ziehen:

„Faisons le mine."

Die Spielleidenschaft mag zuweilen böse Folgen gezeitigt haben. Kirche und Staat suchten sie durch Verbote einzudämmen. Im Jahre 1254 sagte Ludwig IX. in einer königlichen Ordonnanz: Nous défendons, estroitement que nul ne joue aux des, aux tables, ne aux eschets (vergl. Lacroix pag. 256). Auch der Verfasser des Renart le Nouvel fordert seine Zeitgenossen auf, vom Spiel und von Wetten abzulassen; denn derjenige, der beim Spiel sein Ende findet, ist von Gott verflucht und stirbt eines doppelten Todes.

Laissiés le gieu; s'el giu finés,
Je di de double mort morrés.
Laissiés et enviaus et giu,
U vous serés maudit de Diu.
(N. 5919.)

XII. Vom Essen und Trinken.

Leisten wir dem mittelalterlichen Franzosen noch Gesellschaft beim Essen und Trinken. Erwähnt werden in unseren Texten zwei Hauptmahlzeiten. Die erste wurde gewöhnlich nach der Messe eingenommen (N. 3047). Da nach Zeller pag. 17 die Messe in den ersten Morgenstunden stattfand, nach einigen Angaben gegen neun Uhr morgens, so wird man dieses erste Mahl auf die Zeit zwischen neun und zehn Uhr legen können. Das Abendessen wurde beim Anbruch des Abends eingenommen (C. R. 2740). Wenn es beendet war, ging man gewöhnlich zur Ruhe (N. 3973). An den Höfen wurde der Beginn der Mahlzeit durch Hornsignale bekannt gegeben. Man nannte dies „corner l'eau" (N. 349). Nach Le Grand et Roquefort III, 310 war dieser Gebrauch jedoch nur ein Vorrecht der



Vornehmsten. Sowohl vor wie nach dem Essen wusch man sich die Hände (N. 2999). Denjenigen Personen, die geehrt werden sollten oder die einen höheren Rang inne hatten, wurde das Wasser zuerst gereicht (N. 7051). Zum Trocknen der Hände benutzte man Servietten. Vorher hatte man Tafeln aufschlagen lassen (N. 2998), die nach beendeter Mahlzeit entfernt wurden (Ru. II, 71). Auf den Tischen standen kleine Schüsseln (N. 3049). Gewöhnlich aßen je zwei Personen aus derselben Schüssel (Rose 14342). Im Renart le Nouvel werden in den Pausen der Mahlzeit Kanzonen und Rondets vorgetragen, von denen jeder Anwesende gewöhnlich einige nach seinem Belieben zum Besten gab. Nach dem Mittagessen suchte man die verschiedensten Zerstreuungen auf, sei es, daß Spielleute mit ihrer Kunst aufwarteten, sei es, daß man sich zum Reigen anstellte oder im Garten auf und ab ging (N. 3050; Ru. II, 108). Andere wieder setzten sich zum Spiel hin. Die geschickteren Edelknaben versammelten sich wohl auch, um Steine um die Wette zu werfen (N. 2513).

Daß es auch in jener Zeit strenge Vorschriften darüber gab, wie man sich bei Tische zu verhalten habe, beweisen u. a. die Ratschläge, die im Roman de la Rose einer jungen Dame gegeben werden (14325 ff.). Sie soll zunächst mit geziemendem Anstand bei Tische sitzen. Ist sie selbst Gastgeberin, so hat sie den Gast zu begrüßen und ihm stets zu verstehen zu geben, daß sie gerne die entstandene Mühe erträgt. Auf alles habe sie acht und als letzte setze sie sich an die Tafel. Dort soll sie jedem mit größter Aufmerksamkeit begegnen. Sie soll zuschneiden und Brot herumreichen, dem Gast aber, der mit ihr aus derselben Schüssel ißt, soll sie die besten Bissen vorlegen und ihm die Mühe des Fleischteilens abnehmen. Nie werde sie müde, den Gästen anzubieten. Sie selbst aber soll nur mit den Fingerspitzen das Fleisch ergreifen und nicht bis zum Fingergelenk in die Brühe tauchen. Die Lippen sollen nicht von Fett glänzen. Auch möge sie sich nicht zuviel Essen aufhäufen und zu große Bissen in den Mund stecken. Geschickt führe sie die Speisen in den Mund und gebe acht, sich nicht durch heruntertropfende Brühe oder Gewürz das Gewand zu beflecken. Zum guten Ton gehört es auch, vor dem Trinken den Mund abzuwischen, damit nicht in den Wein Fettaugen hinein kommen. Der Becher selbst ist langsam zum Munde zu führen und der Rand nicht zu tief in den Mund hineinzustecken. Man soll bei allem Durst, den man hat, langsam trinken und lieber wenig und öfters trinken, als einen großen Zug tun. Die Frau hüte sich davor, sich zu betrinken, da sie dann unangenehme Dinge ausplaudere. Auch soll sie darauf achten, nicht bei Tafel einzuschlafen.

Von den alltäglichen Speisen ist neben Milch, Eier und Käse zunächst das Brot zu erwähnen. Das einfachste Brot war aus Gersten- oder Hafermehl. Es stand in damaliger Zeit in geringem Ansehen. Wie schon im Roman „Partonopeus de Blois" der Held, nachdem er seine Herrin verraten hat, zur Buße Haferbrot essen muß, so wird im Rosenroman den Verbrechern nur Gersten- und Haferbrot als Nahrung gegeben (2623). Aus Hafer bereitete man zuweilen Grütze (Ru. I, 33). Speziell in Klöstern zu finden waren die „paignon" (C. R. 1137), kleine Brötchen, wohl aus Weizenmehl, und jene dünne Kuchenart, ebenfalls aus Weizenmehl, die in der Herdasche gebacken wurde und „fouache" hieß (vergl. Weinhold II, 60), nach Méon „pain cuit sous la cendre, espèce de bouillie faite avec de la farine et des jaunes d'œufs". Da diese Kuchenart nur C. R. 1138 erwähnt wird, wird die Ansicht von Le Grand II, 289 bestätigt, daß diese Kuchenart nur in den nördlichen Provinzen zu finden sei. Der Biskuit (N. 3545: besquit), der nach Le Grand I, 101 in den meisten Klöstern zu finden war, wurde wegen seiner Haltbarkeit auch für den Fall einer Belagerung auf Burgen geführt (N. 3544 ff.). Eine feinere Brotart war die Torte (tartre, Rose 12681). Ursprünglich bedeutete das Wort torta ein gewöhnliches Brot von runder Form. Zu unserer Zeit jedoch nahm man zur Herstellung der Torte feines Mehl und füllte sie zuweilen mit Obst, Gemüse oder Fleisch aus. Als solche zählten sie zu den beliebtesten Gerichten im alten Frankreich.

An Fleischspeisen aß man vor allem Schweinefleisch (Rose 12686). Kleine Stücken ohne Fett briet man auf dem Rost und erhielt so die „charbonnées". Im Roman de la Rose finden sich die verschiedenen Arten, Fleisch zuzubereiten, aufgezählt: Man kochte es im Topfe, briet es auf dem Rost oder in Fett (22564). Ein andermal wieder wurde es gebacken oder in Pastetenform aufgetragen, zuweilen auch als kaltes Gericht mit Gelee vorgesetzt (en galentine, Rose 22566). Bei Rustebeuf II, 88 besteht die Mahlzeit eines Bauern aus Fisch, Ochsenfleisch und warmem Fett. Von dem Geflügel wird der Kapaun (chapon, Rose 12683) am meisten geschätzt. Daneben ließ man sich fette Gänschen, Hühner, Bekassen, Fasanen und Rebhühner gut schmecken (N. 7674; C. R. 631). Die Ziege und das Kaninchen (connis, Rose 12685), zuweilen mit Speck oder in Pastetenform, gaben manches leckere Mahl ab. Einmal wird auch eine Wurstart erwähnt, die „andoille" (C. R. 432), nach Le Grand I, 321 eine Art Weißwurst.

Einen wesentlichen Bestandteil in der Ernährung bildeten in der damaligen Zeit die Fische. Frankreich, von zwei Meeren umspült und von vielen Flüssen und Bächen durch-

zogen, war von der Natur des Landes schon darauf hingewiesen. Andrerseits brachte die Kirche mit ihrem Fastengebot seine Bewohner auf diese Art, sich zu ernähren. Am meisten schätzte man den Aal. Sonst werden von Fischen genannt der Salm (saumon, Rose 9136), der Hecht (luz, Rose 9136) und die Bricke (lamproie, Rose 12679). Der Hering, der eigentliche Fastenfisch, der schon im XII. Jahrhundert einen großen Handelsartikel bildete (Weinhold II, 71), findet seltsamerweise bei unseren Dichtern keine Erwähnung.

Man liebte es, Fische und Fleisch mit zum Teil stark gewürzten Brühen zuzubereiten. Die verschiedenen Saucen benannte man nach ihrem Aussehen. So ist im Rosenroman die Rede von einer grünen, einer kamelfarbenen und einer gelben Brühe (Rose 14457). Die Leute jener Zeit suchten einen Ehrgeiz darin, neue Brühen durch Zusammenbringen von den verschiedensten Gewürzen und Kräutern ihren Gästen vorzusetzen (Rose 21104). Die Kreuzzüge trugen viel zur Verbreitung der Gewürze in Frankreich bei. Als flüssige Zutat zur Bereitung von Brühen nahm man den Weinessig (aigret, N. 5521), den Saft der unreifen Weintraube. An Gewürzen hatte man den Anis (anis), den Zimmet (canele), die Gewürznelke (cloz de girofle), den „citoal“, ein Gewürz, das dem Ingwer ähnlich ist, den Pfeffer (poivre), den Honig (miel) und den Zucker (sucre, Rose 17987), wobei an den aus dem Zuckerrohr hergestellten gelben zu denken ist (vergl. Le Grand II, 198), und das Salz (N. 3363). Man liebte es, die Gewürze auch rein als Mittel zur Verdauung zum Nachtisch zu essen (Rose 1353). Daneben pflegte man nach dem Essen allerlei Früchte auf die Tafel zu stellen. Genannt werden in unseren Texten Äpfel, Birnen, Nüsse, Kirschen, die Frucht des zahmen Sperberbaumes (cormes), Pflaumen, Erdbeeren, Vogelkirschen (mérises), Kastanien, Quitten, Feigen, die in den südlichen Provinzen gebaut wurden, Pfirsiche, Mispeln, eine der ältesten Früchte Frankreichs, Himbeeren, Weintrauben und die Frucht des Elsbeerbaumes (alietes).

Das Nationalgetränk ist der Wein. Als bekannte Weinsorten werden die von Auchoirre und Biaume angeführt (C. R. 1545). Häufig fügte man zu dem reinen Wein allerlei Zutaten von Gewürzen, Honig und Zucker hinzu und erhielt so einen Würzwein wie Pigment (piment = Beißbeere, eine Art Pfeffer) und Claret (Rose 9130). Der clairet war von bleichroter Farbe und wurde im Unterschied zum „piment“ erst nach Abklären des Gewürzes getrunken (vergl. Schultz I, 412; Pfeffer III, 33). Genannt wird noch der Absinth (aluine, Rose 7559). Nicht angeführt wird seltsamerweise das in den Fabliaux öfters erwähnte Bier (cervoise, vergl. Herrmann p. 62). —

Literatur.

Rutebeuf, Oeuvres compl., p. p. A. Jubinal. Paris 1874. 3. Bde.

Roman de la Rose, p. p. Fr. Michel. Paris 1864. 2 Bde.

Renart le Nouvel,

Couronnement Renart, p. p. Méon in „Le Roman du Renart". Paris 1826. 4 Bde.

Altona, Gebete und Anrufungen in den afrz. Chansons de Geste. Marburg 1883. Ausg. u. Abhandl. IX.

Bédier, Les Fabliaux. Paris, 2. Aufl., 1895.

Clédat, Rutebeuf. Paris, 2. Aufl., 1909.

Freymond, Jongleurs und Menestrels. Heidelberg 1883. Diss.

Gautier, Epopées françaises. Paris, 2. Aufl., 1878—82. 4 Bde.
— La Chevalerie. Paris 1884.

Le Grand d'Aussy et Roquefort, Histoire de la vie privée des François. Paris 1815. 3 Bde.

Glasson, Histoire du droit et des institutions de la France. Paris 1887 ff.

Grundriß der roman. Philologie. Straßburg 1888 ff.

Hefner-Alteneck, von, Trachten.

Herrmann, Schilderung und Beurteilung der gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs in der Fabliauxdichtung. Coburg 1900. Diss.

Histoire littéraire de la France, XVI, XX, XXVIII.

Jacobius, Helene, Die Erziehung des Edelfräuleins im alten Frankreich. 1908. (Z. r. Ph. Beiheft 16.)

Keutel, Die Anrufung der höheren Wesen in den altfranz. Ritterromanen. Marburg 1886. A. u. A. XLVI.

Krabbes, Die Frau im afrz. Karlsepos. Marburg 1884. A. u. A. XX.

Kressner, Rutebeuf, ein franz. Dichter des XIII. Jahrh. Cassel. 1894 Pg.

Lacroix, Mœurs, Usages et Costumes au Moyen-Age. Paris 1872. 2. Aufl.

Langlois, La société dans le XIIIième siècle d'après dix romans d'aventures. Paris 1904.

— Origines et Sources du Roman de la Rose. Paris 1891.

Pfeffer, Beiträge zur Kenntnis des afrz. Volkslebens, meist auf Grund der Fabliaux. Karlsruhe 1898, 1900, 1901. 3 Teile. Pg.

Revue historique, LXIII (1897) pag. 241.

Schröder, R., Glaube und Aberglaube in den afrz. Dichtungen. Erlangen 1886.

Schultz, M. A., Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger. Leipzig 1889. 2. Aufl. 2 Bde.

Springer, Paris im XIII. Jahrhundert. Leipzig 1856.

Suchier—Birch-Hirschfeld, Geschichte der französ. Literatur. Leipzig 1900.

Sudre, Les Sources du Roman de Renart. Paris 1893.

Trebe, Les trouvères et leurs exhortations aux croisades. Leipzig 1886.

Weinhold, K., Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Wien 1882. 2. Aufl. 2 Bde.

Weiß, Geschichte der Tracht und des Gerätes im Mittelalter. 1864. 2 Bde.

Winter, Kleidung und Putz der Frau nach den afrz. Chansons. Marburg 1886. A. u. A. XLV.

Zeller, Die täglichen Lebensgewohnheiten im afrz. Karlsepos. Marburg 1885. A. u. A. XLII.



Register.





Lebenslauf.

Ich, Albert Burchardt, evang.-luther. Konfession, wurde am 11. Dez. 1886 als Sohn des Oberbahnassistenten Albert Burchardt in Altona geboren. Meine erste Schulbildung erhielt ich in der Bürgerschule zu Cölleda (Prov. Sachsen). Ostern 1897 trat ich in die Herzogl. Oberrealschule (Ernestinum) zu Coburg ein, die ich Ostern 1906 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Darauf bezog ich die Universität Jena, um mich dem Studium der Neueren Philologie zu widmen. Seit Ostern 1907 bin ich an der Universität Leipzig immatrikuliert. Ostern 1908 erhielt ich durch eine Ergänzungsprüfung im Lateinischen an dem Herzogl. Gymnasium (Ernestinum) zu Gotha das Reifezeugnis eines Realgymnasiums. Meine Lehrer waren die Herren Professoren und Dozenten: Birch-Hirschfeld, Cloetta, Delbrück, Deutschbein, Eucken, Gräf, M. Heinze †, Hirt, Hoffmann, Keller, Köster, Leitzmann, Lietzmann, Settegast, Sievers, Volkelt, Weigand, Wilhelm, Witkowski, Wülker †, Wundt. Als ordentliches bezw. außerordentliches Mitglied nahm ich teil an den Seminarien der Herren Professoren: Birch-Hirschfeld, Hartmann, Volkelt, Wülker †, und an dem Proseminar von Prof. Sievers. An neusprachlichen Übungen beteiligte ich mich bei den Herren Lektoren Anders, Cohen, Davies, Desdouits.

Allen meinen verehrten Lehrern fühle ich mich zu großem Danke verpflichtet, vor allem Herrn Geheimrat Birch-Hirschfeld für seine freundlichen Ratschläge und für sein Interesse, mit dem er vorliegende Arbeit begleitete.

